1,80 DM / Band 533
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,–

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande 12,25 / Spanien P 150



Die Drachen-Lady

John Sinclair Nr. 533

von Jason Dark

erschienen am 20.09.1988

Titelbild von R. Morrill

Sinclair Crew

Die Drachen-Lady

Viele Jahre hatte sie gesucht, gelesen, geforscht und Erkundigungen eingezogen. Bis Maureen Cooper sicher war, daß an diesem Küstenstrich, an dem sie wohnte, vor langer Zeit die Heimat großer Drachen gewesen war.

Einer sollte überlebt haben.

Noch nicht ausgebrütet, noch in einem Ei versteckt.

Maureen ging hin, suchte wieder lange Zeit, bis sie es endlich fand und sich schwor, den Drachen die Heimat zurückzugeben. Auch auf Kosten der Menschen…

Ein nahezu überirdisches Leuchten schien auf dem Gesicht des jungen Mädchens zu liegen, als es sich im Bett aufrichtete und seinen Kopf dem Fenster zudrehte.

Es war nur das Mondlicht, das durch das Rechteck fiel, sich den Weg in das Dachzimmer hineintastete, über das Bett glitt und es mit seinem fahlen Glanz umlegte.

Maureen Cooper aber liebte das Licht. Sie schloß sekundenlang die Augen. Ihr dünnes, weißes Nachthemd bekam einen ungewöhnlichen Glanz, und auch die roten, in wilden Locken bis zu den Schultern hängenden Haare sahen blasser aus als sonst.

Sie badete im Licht des Mondes. Maureen brauchte das. Dieses Strahlen brachte ihr eine Botschaft, auf die sie schon lange gewartet hatte.

Schon am Tag hatte sie gewußt, daß es passieren würde. Dem Tag war eine dieser unwahrscheinlich schönen, klaren und auch lauen Frühlingsnächte gefolgt, wie man sie hier an der Ostküste nur selten erlebte. Zumeist brachte der Frühling schweren Sturm mit, vermischt mit Regen- und Schneeschauern. Dieser April jedoch hatte es in sich, im positiven Sinne. Die Luft war lind, Blütengeruch durchwehte sie. Sie drang ein in die Lungen und die Herzen der Menschen und ließ auch Maureen Cooper nicht aus.

Auf diese Nacht hatte sie gewartet!

Nichts hielt sie mehr in ihrem Bett. Schwungvoll warf sie sich herum, schleuderte die Decke zur Seite, schlüpfte in ihre Pantoffeln und ging zum Fenster.

Die Zwanzigjährige bewegte sich mit einer tänzerischen Geschmeidigkeit. Sie raffte den Stoff ihres Nachthemdes hoch und ließ ihn fallen, so daß aus dem einfachen Kleidungsstück ein regelrechtes Gewand wurde.

Vor dem Fenster blieb sie stehen.

Es bildete den Abschluß einer Dachgaube. Von dieser Stelle aus hatte der Betrachter einen Blick über die Klippen der Steilküste hinweg, bis hin zu den schäumenden Wellen des Meeres und auch hoch hinein in den Himmel, der über dem Land stand wie gemalt.

Dazwischen, wie ausgeschnitten aus dem dichten Grau, glotzte der Kreis des Mondes.

Für Maureen war er ein Botschafter, der es schaffte, ihre Träume zu verwirklichen. Er sorgte zusammen mit dem Wind dafür, daß ihre Gedanken weitergetragen wurden und das Ziel erreichten, das sie sich ausgesucht hatte.

Fremde lachten darüber, denn sie kannten die wahren Verhältnisse nicht.

Der Wind kam.

Als hätte er nur darauf gewartet, daß Maureen ans Fenster trat, so

blies er in das offene Rechteck hinein, spielte mit dem Stoff des Nachthemds und drückte ihn an den schlanken, sehr hellen Mädchenkörper, wobei er die festen Brüste nachzeichnete und den dünnen Stoff gegen die Spitzen preßte.

Ein Schauer rann über Maureens Körper. Sie spürte das Prickeln, das erotische Gefühl, die Hitze, den Schauder, und sie wußte, daß sie nicht mehr länger in diesem Raum bleiben konnte.

Sie mußte einfach hinaus, hineingehen in die Nacht – dem Wind, den Wellen und dem Strand entgegenlaufen, um den zu erwarten, der heute noch zu ihr kommen würde.

»Ich komme!« rief sie halblaut gegen den Wind an. »Keine Sorge, mein Freund, ich komme…«

Federnd drehte sich das Mädchen um und löste zwei Schleifen an ihren Schultern.

Das Nachthemd rutschte zu Boden und faltete sich vor ihren Füßen zusammen.

Nackt bis auf den schmalen Slip stand sie im Raum. Ihre grünen Augen glänzten. Zusammen mit dem roten Lockenhaar und der hellen Haut war Maureen eine Bilderbuch-Irin. Kein Maler oder Schriftsteller hätte eine bessere Figur finden können.

Sie trat an den Schrank und suchte das Kleid aus, das ihr am besten stand. Nicht sie war dieser Ansicht, auch Fremde hatten es ihr gesagt.

Rasch streifte sie es über. Es war von einer hellgrünen Farbe, fiel lang nach unten und hörte zwischen Knien und Waden auf. Dort wippte der Saum.

In den Schultern zeigte das Kleid eine gewisse Breite. Dafür sorgten eingelassene Polster.

Im Schrank fand Maureen auch die passenden Schuhe. Sie waren aus sehr weichem Leder und mit flachen Absätzen versehen. Strandläuferschuhe, mit denen sie auch über die Felsen laufen konnte, die nicht weit vom Strand weg lagen und aussahen wie graue Riesenmurmeln, die von gewaltigen Geistern als Spielbälle benutzt worden waren.

Noch einmal schaute sie sich im Spiegel an. Da das Mondlicht das Zimmer einigermaßen erhellte, konnte sie ihr Bild sehen.

Maureen war mit sich zufrieden. Ein junges, frisches Gesicht, Kirschmund, grüne Augen, rotes Lockenhaar – und zahlreiche Sommersprossen, die sich über der Haut verteilt hatten.

Es gab genug junge Männer, die gern mit Maureen ausgegangen wären, aber sie dachte nicht im Traum daran. Sie war schon vergeben, nur eben nicht an einen Mann…

Sehr leise öffnete sie die Zimmertür, schaute in den schmalen Flur und nach rechts, wo die Treppe begann und sich das einfache Geländer als starrer Schatten abzeichnete.

Es war ruhig im Haus, obwohl Maureen nicht allein dort wohnte.

Sie lebte zusammen mit ihrem Großvater, einem ehemaligen Fischer und Steinmetz, der seine Werkstatt nebenan hatte und zumeist Grabsteine herstellte. Aber auch Bildhauerarbeiten. Manche von ihnen brachten ihm ziemlich viel Geld ein, denn er verstand es, seine Motive aus der Natur zu holen und vor allen Dingen aus den Sagen und Legenden Irlands.

Ernest Cooper war der einzige Mensch, der über Maureens Treiben Bescheid wußte. Nur sprach er nie darüber, er ließ seiner Enkelin die Freiheit. Sie wohnte bereits sechs Jahre bei ihm, denn vor eben sechs Jahren waren ihre Eltern auf mysteriöse Art und Weise ertrunken.

Leider konnte sie nicht verhindern, daß die Stufen sich bewegten und das Holz dabei knarrte, als sie die Treppe hinabschritt. Ihr Großvater würde sie hören, falls er nicht schlief.

Viel Hoffnung hatte sie da nicht, denn Ernest Cooper gehörte zu den Menschen, die auch die ersten Frühlingsnächte durchwachten und dem Atem der Natur lauschten, wie er zu sagen pflegte.

Mit der rechten Hand strich sie über den glatten Geländerknauf.

Maureen atmete nur durch die Nase. Sie hoffte ja, ungesehen das Haus verlassen zu können.

Bis in den kleinen Flur kam sie ungesehen. Es roch dort noch immer nach Staub, der von der Werkstatt ständig ins Haus zog.

Eine Tür stand offen. Es war die zum Schlafraum des Großvaters.

Aus diesem Zimmer hörte sie das Knarren.

Leise – laut, leise – laut…

Ein ewiges Hin und Her, ein bestimmter Rhythmus, der auch dem Mädchen nicht unbekannt war.

Sie wußte, woher es kam, und sie wußte auch, daß sie keine Chance hatte, ungesehen zu verschwinden.

Deshalb drehte sie sich nach rechts, schritt leise auf die Tür zu, stieß sie ganz auf und blieb dicht hinter der Schwelle stehen.

Ernest Cooper saß im Dunkeln. Seine Gestalt war mehr zu ahnen, als zu sehen. Er hockte in seinem so geliebten Schaukelstuhl, der beim Wippen die Bohlen knarren ließ.

»Du willst noch mal weg, Kind?«

Maureen senkte den Kopf. »Ja…«

Ernest atmete tief ein und blies die Luft wieder stöhnend aus. »Ich weiß, daß ich es dir nicht verbieten kann, aber du kennst meine Meinung, Mädchen. Es ist gefährlich.«

»Ich kann nicht dagegen an.«

»Natürlich, ich verstehe das. Wenn die andere Welt ruft, sollte man ihr folgen, aber nicht um jeden Preis.«

»Wie meinst du das?«

Cooper gab keine Antwort. Dafür bewegte er seinen Arm und fand

eine Kordel, die er nach unten zog. Sie war mit einem Lichtschalter verbunden. Die Birne unter dem Schirm einer alten Stehleuchte erhellte sich und strahlte so viel Licht ab, daß es auch über die Gestalt des alten Mannes floß.

Jemand hatte Ernest Cooper einmal gesagt, er sähe so aus, wie Hemingway in seinen alten Tagen. Der Mann hatte nicht übertrieben. Der weiße Bart, die Haare, die gebräunte Haut und die zahlreichen Falten im Gesicht. Hinzu kamen die etwas verschmitzt blickenden Augen und die sehr bedächtig wirkenden Bewegungen.

Ernest Cooper hätte wirklich mit Hemingway verwandt sein können.

»Ist der Ruf so stark?«

Maureen nickte.

»Und du kannst dich wirklich nicht dagegen wehren?«

»Nein, Grandpa. Der Wind, die Luft, der Mond – all das kommt doch zusammen.«

Der alte Mann atmete seufzend. »Ich weiß es, denn ich war auch mal jung. Es gibt nur wenige, die es spüren, aber du, mein Kind, gehörst dazu. Das liegt nun mal in unserer Familie.«

»Kann ich denn gehen?«

»Es fällt mir schwer, dem zuzustimmen, aber ich kann dich nicht halten, mein Kind. Ich nicht.« Er bewegte sich im Schaukelstuhl, und Maureen hörte wieder das Knarren.

»Danke, Grandpa.« Sie nickte und wollte sich abwenden, aber ihr Großvater hatte noch einen Einwand.

»Warte noch. Befolge unbedingt meinen Rat, Kind. Du darfst dich nicht den Menschen zeigen.«

»Ja, das werde ich machen.« Maureen überlegte noch. Eigentlich hätte sie sich gern mit einem Kuß von ihrem Großvater verabschiedet, aber der schaukelte schon wieder in seinem Lieblingsplatz. So hob sie nur die rechte Hand zum Gruß.

Ihr Großvater hatte mit seinen Worten recht behalten. Der Ruf war an sie gegangen. Sie hatte ihn genau gespürt, und nur wenige Menschen nahmen ihn überhaupt auf.

Maureens Großvater gehörte dazu. Ob es bei ihren Eltern ebenso gewesen war, wußte sie nicht zu sagen. Sie konnte auch nicht mehr fragen, weil die beiden tot waren.

So verließ sie das Haus am Rande der Klippen und am Beginn der Legenden. Ihr Großvater hatte den Satz einmal gesagt. Da war Maureen noch jünger gewesen. Sie hatte nicht den Durchblick gehabt, um darüber nachzudenken. Jetzt tat sie es, und sie mußte zugeben, daß sich der alte Ernest Cooper zumindest nicht geirrt hatte.

Wo sie wohnten, fingen die Legenden an. Eine Gegend voll wilder Romantik, das Meer, die Felsen und landeinwärts, der Wald, der Fluß, die kleinen Dörfer und die Seen.

Manchmal wie ein Wunderland. Wer hier lebte, konnte sich kaum vorstellen, daß noch eine Welt der Technik, der Raketen, Bomben und Kriege existierte.

Maureen Cooper verließ das Haus und schritt über den schmalen Pfad, der in mehreren Windungen zunächst parallel zum Strand lief und dann so abknickte, daß er auf dem direkten Weg zum Wasser hin führte.

Die Coopers lebten nicht nur in einer Welt für sich, sie wohnten auch in einer kleinen Bucht, die wie ein schützender, sich vorn öffnender Mantel das Gelände umschloß. Der schmale Sandstreifen war hell und feinkörnig. Erst weiter im Norden wuchsen die hellen Felsen hoch, die gerade im Mondlicht wie gewaltige, im Boden steckende Spiegel wirkten. Gegen diese Mauer wuchteten die Wellen der irischen See, die zwischen den beiden Inseln England und Irland lag.

Maureen fühlte sich frei und glücklich. Vorhin, auf dem Zimmer, hatte sie sich zwar auch gegen den Wind gestemmt, nun aber bekam sie ihn voll und ganz zu spüren.

Er wehte gegen sie wie ein stürmischer Liebhaber. Er schien tausend Hände zu haben, die sie abtasteten und jeden Zentimeter ihres Körpers untersuchten.

Er drang durch den Stoff, glitt über ihre Haut, bauschte das Kleid auf, hob es an und fuhr prickelnd über die bloße Haut des Mädchens. Es war einfach wunderbar für sie.

Es war ein Teil des Lebens, das sie so sehr liebte und einfach nicht missen wollte.

Auf ihrem Gesicht lag ein glückliches Lächeln. Die Stunden allein und am Strand gehörten zu den unvergeßlichen Augenblicken.

Maureen änderte ihren Gang. Sie lief nicht nur schneller, sie geriet dabei auch in tänzerische Bewegungen, wobei sie ihre Beine im Rhythmus des auf- und niederschwingenden Kleides voransetzte.

Dabei hatte sie den Mund weit aufgerissen. Ein Lachen strömte gegen den Wind, er nahm die Gerüche des Frühlings auf. Es war nicht zu unterscheiden, wonach die Luft duftete. Da vereinigten sich zahlreiche Komponenten. Gras, so frisch wie ein Morgen, vermischt mit Salbei und Moos sowie dem Blütengeruch des gelben Ginsters.

Der Strand verlor an Breite. Dort, wo der Sandstreifen nur noch handtuchbreit war, ragten jetzt die halbrunden Köpfe aus dem Wasser. Graue Felsen, sehr blank, manchmal glänzend, vom Wasser ausgewaschen. Sie bildeten eine regelrechte Brücke, natürlich immer mit Unterbrechungen, aber Maureen kannte den Weg. Sie wußte genau, wie sie sich am besten voranbewegen konnte, und sie sprang dabei von einem Felskopf zum anderen. Ihre Bewegungen waren geschmeidig, tänzerisch. Es war ihr anzusehen, welch eine Freude es ihr bereitete, diesen Weg zu gehen.

Immer wenn sie auf einem Felskopf landete, stieß sie einen Jubelschrei aus. Manchmal umspielten die auslaufenden Wellen auch ihre Füße. Als schaumige Streifen rollten sie bis zu ihren Knöcheln.

Plötzlich änderte sich das Bild. Am Tage war die Formation besonders gut zu sehen, in der Nacht jedoch mußte man Bescheid wissen oder sehr genau hinsehen.

Aus dem Uferwasser wuchsen die Felsen plötzlich wie halbrunde Buckel hervor. Steine, die eine regelrechte Treppe bildeten, sich zu einem Halbkreis vereinigten und so aussahen, als läge hier das Skelett eines Urwelttieres.

So hatten die Riesenechsen einmal ausgesehen, deren Skelette noch heute in manchen Museen zu bewundern waren.

Das hier waren keine Reste eines Urwelttieres, diese Formation bestand aus Stein, und für Maureen war klar, daß sie über die Brücke gehen mußte. Auf der höchsten Stelle des Steinbuckels würde sie stehenbleiben und noch einmal in den Himmel schauen, um dem entgegenzusehen, was auf sie zukam.

Mit sehr leichten Schritten turnte das Mädchen die Schräge hoch.

Ihre Füße fanden geschickt den nötigen Halt. Wenn der Bogen einmal eine Lücke zeigte, so übersprang sie diese mit einem einfachen Sprung, um endlich ihr Ziel zu erreichen, wo sie stehenblieb, sich drehte und schräg gegen den dunklen Nachthimmel schaute, denn dort oben stand der Mond. Dieser helle, runde Bote. Für sie war er ungemein wichtig. Er nahm ihre Gedanken auf, verstärkte sie sogar noch und gab sie schließlich weiter.

Maureen lächelte, als sie den runden Erdtrabanten anschaute. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit der nahen Zukunft. Im Schlafzimmer hatte sie den Ruf vernommen. Sicherlich würde sich das andere oder der andere noch einmal melden. Dann aber stärker und kräftiger, um ihr zu beweisen, wie nahe er ihr schon gekommen war.

In ihrem Innern hatte sich etwas verändert. Das Blut rauschte schneller. Sie spürte es wie Glockenklang in ihrer Seele. Manche Menschen reagieren nach einigen Gläsern Champagner so, wie Maureen in diesem Augenblick. Sie breitete die Arme aus und schleuderte sie hoch, als wollte sie den Nachthimmel umfangen.

Ihre Augen glänzten, in den Pupillen schien sich das Licht des Mondes zu spiegeln, ihr Mund war halb geöffnet und zu einem Lächeln verzogen.

Es war einfach wunderbar…

Sie stöhnte auf.

Kein Laut des Ärgers, sondern einer, der ihre Freude ausdrückte.

Maureen fühlte sich einfach so gut wie selten. Sie wußte, daß es ihre Welt war, die sie umfangen hatte.

Eine Welt der Vergangenheit, des Glücks und des berauschenden

Gefühls. Den Mond ließ sie dabei nie aus dem Blick, auch wenn sie die Augen hin und wieder schloß, um sich voll und ganz dem Gefühl des Glücks hinzugeben. Dann glaubte sie einfach, der Felsen würde unter ihren Füßen allmählich wegschwimmen und ihr damit das ermöglichen, was der Traum vieler Menschen war.

Einmal fliegen zu können…

Einmal nur dieses herrliche Gefühl erleben, frei zu sein wie ein Vogel und sich den Wind um das Gesicht wehen zu lassen.

Für viele blieb es ein Traum, für Maureen nicht. Man hatte ihr einmal gesagt, daß sie dort wohnen würde, wo die Märchen wahr werden.

Das stimmte auch…

Als sie wieder die Augen öffnete, richtete sie ihren Blick sofort auf die runde Scheibe des Mondes.

Da sah sie etwas!

Zuerst erschrak sie, obwohl sie eigentlich darauf gewartet hatte.

Sie konnte den Mond nicht mehr so deutlich sehen wie noch vor einigen Minuten. Etwas hatte sich vor diesen hellen Kreis geschoben. Es war ein dunkler Gegenstand, langgestreckt und an den Rändern zackig ausgefasert, als würde ein großer Vogel seinen Weg durch die Finsternis des Himmels suchen.

Das Mädchen stieß einen Jubelruf aus, als sie diesen Gegenstand am Himmel sah.

Auf ihn hatte sie gewartet.

Der Ruf drang aus ihrem Mund, Wind erfaßte ihn und trug ihn fort bis hoch in die Unendlichkeit des Himmels. Er war gleichzeitig verbunden mit ihren Gedanken, die sie ebenfalls auf die Reise schickte, um den fliegenden Gegenstand zu erreichen.

Es war kein Vogel. So große Vögel gab es nicht. Und er nahm noch an Größe zu, je mehr er sich der Erde entgegensenkte, dabei aber stets vor dem Mond blieb, damit Maureen ihn immer erkennen und seinen Weg verfolgen konnte.

Dann segelte er nach unten.

Dabei hatte er die Flügel ausgebreitet. Sie sahen aus wie breite Messer, die an einer Seite zackig eingeschnitten waren. Maureen erkannte den schmalen Hals, den langgestreckten Kopf, den spitzen Schnabel.

Nein, das war kein Vogel. So etwas sah man normalerweise nur in bestimmten Büchern, die sich mit der prähistorischen Zoologie beschäftigten. Was dort in der Luft schwebte und sich seinen Weg zum Strand suchte, konnte mit ruhigem Gewissen als Flugechse bezeichnet werden.

Und sie kam…

In einem ziemlich spitzen Winkel näherte sie sich dem Ziel. Ein

fliegender Drache mit gewaltigen Schwingen.

Maureen fieberte ihrem Freund entgegen. Er hatte sie gerufen, sie hatte ihn gerufen.

Das Mädchen von der Drachenküste, hatte ihr Großvater einmal zu ihr gesagt. Und er hatte nicht gelogen. Sie fühlte sich tatsächlich zu den prähistorischen Tieren mehr hingezogen als zu den Menschen.

Und diese Küste war einmal in grauer Vorzeit von Drachen bewohnt gewesen.

Man sprach davon und darüber, aber niemand wollte so recht daran glauben, bis eben auf wenige Ausnahmen, zu denen Ernest Cooper und seine Enkelin gehörten.

Maureen breitete die Arme aus und streckte sie dem anfliegenden Drachen gleichzeitig entgegen. Es wirkte ein wenig paradox. Sie, die kleinere, sah so aus, als wollte sie den anfliegenden Drachen umarmen. Das jedoch stimmte nicht.

Er legte seine Schwingen etwas an und fuhr nicht das Fahrgestell, dafür die kurzen Beine aus. Wind begleitete ihn. Maureen spürte, wie er hart gegen ihr Gesicht und ihren Körper schlug. Sie hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten.

Der Nachtwind und der von den Schwingen erzeugte ließen sie doch schwanken. Maureen stand ziemlich hoch. Wenn sie fiel, waren es ungefähr zehn Yards.

Unter ihr schäumte die Brandung in die Bucht und klatschte gegen die ungewöhnliche Felsformation.

Dann war der Flugdrache über ihr.

Maureen wußte genau, was sie zu tun hatte. Sie streckte die Arme noch weiter aus und bekam den wie Leder aussehenden Rand einer Schwinge zu fassen.

Eisern hielt sie sich daran fest. Sie wurde mitgeschleift, verlor den Halt und schwebte plötzlich. Sekundenlang umkrallte Angst ihr Herz, dann hob der Drache beide Schwingen an und auch die Person, die an seiner rechten hing.

Er tat es sehr langsam, als wüßte er genau darüber Bescheid, daß dem Mädchen kein Leid zugefügt werden durfte.

Auch Maureen merkte, wie sie höher stieg. Sie hatte Angst, abzurutschen, winkelte ihr rechtes Bein an, und es gelang ihr, auf die Schwinge des Drachen zu klettern.

Von dort rutschte sie weiter bis zu dem im Verhältnis zum Körper schmalen Hals, der in dem langen, spitzen Schnabel endete.

Sie beugte sich nach vorn und klammerte sich hart fest. Ein wunderbares Gefühl überkam sie. Der laue Frühlingswind drückte gegen ihr Gesicht, schleuderte die Haare nach hinten und streichelte sie überall.

Maureen Cooper fühlte sich glücklich.

Sie stand am Beginn einer herrlichen Reise und war in der Lage, den Traum zu verwirklichen, den andere Menschen wohl immer noch weiter träumen würden…

***

Ostern – Ferien – Ausflugszeit!

Diese drei Dinge gehörten zusammen. Wenn der Frühling den Winter abgelöst hatte und die ersten linden Düfte über das Land wehten, dann hielt es viele Menschen nicht mehr in ihren Wohnungen und Häusern. Dann wollten sie raus aus den grauen Mauern und hinein in die herrliche Natur, um die kalte Jahreszeit zu vergessen.

So erging es auch der Familie Conolly!

Drei menschliche Mitglieder zählte sie. Sheila, Bill und ihr gemeinsamer Sohn Johnny. Ein viertes Mitglied der Familie sah aus wie ein übergroßer Hund, es war nur keiner, sondern eine Wölfin, in der die Seele eines Menschen steckte.

Dieser Mensch hatte einmal Nadine Berger geheißen. Nadine war Filmschauspielerin geworden, in den mörderischen Kreislauf einer Werwolf-Magie geraten, gestorben, aber ihre Seele war in den Körper einer Wölfin gedrungen. Noch zu erkennen an den Augen, die einen menschlichen Ausdruck besaßen. Auch sonst reagierte die Wölfin ziemlich menschlich.

Bill Conolly war die Idee gekommen, über die Osterfeiertage wegzufahren. Mal einen richtigen Urlaub zu machen. Nicht in einem Hotel, sondern richtig urig und ursprünglich.

Campen hieß das.

Und auch nicht auf den offiziellen Plätzen. Sie wollten quer durch das Land fahren, des Nachts im Zelt schlafen, um eins zu sein mit der Natur.

Sheila war erst skeptisch gewesen. Bill hatte sie zwei Tage lang überreden müssen, bevor sie zustimmte.

Johnny war natürlich begeistert, auch darüber, daß sie Nadine mitnehmen wollten. In ihrem normalen Wagen, einem Porsche, war nicht Platz genug, also mietete sich Bill einen Geländewagen, der so viel Platz besaß, daß noch ihr Gepäck verstaut werden konnte.

Mit der Fähre hatten sie übergesetzt und befanden sich nun auf der irischen Insel.

Vier Tage waren sie bereits im Süden unterwegs gewesen. Von Rosslare Harbour aus waren sie gestartet und hatten sich stets nahe der Küste gehalten, wo es auch Campingplätze gab.

Nach zwei Nächten auf diesen Plätzen hatte es ihnen gereicht. Sie waren dann abgebogen, tiefer ins Land gefahren und hatten sich dann wieder der Küste in einem großen Bogen genähert, weil es ihnen dort am besten gefiel.

Etwa eine Meile entfernt hatten die Conollys ihren Lagerplatz aufgeschlagen.

Johnny war begeistert. Es machte ihm ungeheuren Spaß, seinem Vater beim Aufbau des Zeltes zu helfen. Sehr groß war es nicht, faßte etwa drei Personen. Sheila hatte sich entschlossen, im Wagen zu schlafen, weil es ihr im Zelt zu eng war.

Auch die Abende gefielen ihnen. Nicht nur, weil sie dann gemeinsam um ein Lagerfeuer herumsaßen, auch die milde Luft trug viel dazu bei, diesen Urlaub zu einem Erlebnis werden zu lassen.

Die nächsten größeren Orte waren ziemlich weit entfernt. Hin und wieder hatten sie auf der Fahrt einsam stehende Gehöfte gesehen oder waren durch Dörfer gefahren, die es auf der offiziellen Karte überhaupt nicht gab, weil sie einfach zu klein waren.

Wieder einmal war ein ereignisreicher Tag zu Ende gegangen. Als die Dunkelheit hereinbrach, hatten Bill und Johnny das Zelt längst aufgebaut. Johnny hatte in der Zeit Holz für das Lagerfeuer gesammelt. Bill hatte bereits einen passenden Flecken ausgesucht, wo die Flammen keinen Schaden anrichten konnten.

Sogar eine kleine Kochstelle hatte er aus Steinen gebaut und betrachtete zufrieden sein Werk.

»Na, gefällt es dir?« Sheila war gekommen und hinter ihm stehengeblieben. Sie umschlang ihren Mann mit beiden Armen, dabei legte sie ihre rechte Wange gegen seinen Rücken.

Bill schloß sekundenlang die Augen. Er genoß die Berührung seiner Frau. »Ja«, gab er zu. »Es ist einfach toll. Ich hätte es mir nicht so vorgestellt.«

»Und Johnny?«

Bill lachte auf. »Der ist locker wie nie. Auch, weil er mit Nadine herumtoben kann. Die Wölfin hat einen Auslauf, von dem sie sonst nur träumen kann.«

»Deshalb war es auch gut, daß wir nicht auf den offiziellen Campingplätzen geblieben sind.«

»Meine ich auch.«

Die Conollys hatten sich einen Flecken Erde ausgesucht, der sie zum Landinneren hin durch einen dichten Wald schützte. Zur Küste hin war der Platz offen. In der Dunkelheit verschwammen Himmel, Land und Meer.

Sie sahen keine Lichter, ihnen würde später nur das Feuer leuchten. Sheila ließ ihren Mann los. »Ich kümmere mich mal um das Essen.«

»Was gibt es denn?«

»Wir haben doch heute morgen das Lammfleisch gekauft.«

»Klar, stimmt.«

»Ich will es grillen. Dazu essen wir Brot.«

»Einverstanden.«

»Dreh dich mal um, Bill.«
Der Reporter »gehorchte«. Er konnte seine Frau anschauen. Sheila hatte ihr blondes Haar zurückgekämmt und sich ein Kopftuch umgebunden, damit der Wind sie nicht total zerzauste. In der roten Farbe stach es deutlich von den blonden Haaren ab. Sheila trug Jeans, einen dünnen Pullover, eine Jacke und Turnschuhe. Sie waren alle zünftig gekleidet, das mußte auch so sein.
»Bist du glücklich?« fragte sie, wobei ein Lächeln über ihre feingeschnittenen Gesichtszüge glitt.
»Ja.«
»Ich auch. Dieser Urlaub, Bill, er hat uns gutgetan. Der mußte sein. Ich konnte auch nicht mehr länger in London bleiben und habe einfach rausgemußt.«
»Dabei wolltest du zuerst gar nicht.«
»Stimmt schon. Jetzt gefällt es mir gut. Vor allen Dingen fühle ich mich frei, der Druck ist weg. Du verstehst?«
Bill nickte. Sein Gesicht hatte einen ernsten Ausdruck bekommen.
»Sicher, der Druck«, murmelte er. Er wußte genau, was seine Frau gemeint hatte. Die Conollys konnte man beim besten Willen nicht als normale Familie bezeichnen. Dabei hatte nicht einmal die Wölfin soviel damit zu tun, es waren einfach die Umstände, unter denen die Conollys schon seit Jahren zu leiden hatten.
Zu ihren besten Freunden zählte der Geisterjäger John Sinclair.
Bill kannte ihn schon aus seiner Studentenzeit, und er hatte dessen »Karriere« oft sehr drastisch miterlebt, denn die schwarzmagischen Gegner hatten auch vor der Familie nicht haltgemacht. So waren die Conollys oft genug in Lebensgefahr geraten. Hinter ihnen lagen unglaubliche Abenteuer, doch daran wollten sie jetzt nicht denken.
Sheila zwinkerte ihrem Mann zu. »Alles klar.«
Er küßte sie auf die Wange. »Natürlich, Darling.«
»So«, sagte Sheila. »Ich werde mal das Fleisch aus der Kühlbox holen.«
»Mach das.« Bill schaute auf die Uhr. »Wo Johnny nur so lange bleibt?«
Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, als er die helle Stimme seines Sohnes hörte. Sie drang aus dem Wald. »Daddy, komm, du mußt mir tragen helfen.«
»Okay, bin gleich bei dir.«
Bill tauchte in die Dunkelheit zwischen den Stämmen. Er hatte seine lichtstarke Taschenlampe mitgenommen und ließ den Strahl wandern. Ein Schatten huschte herbei. Es war Nadine, die Wölfin.
Mit gewaltigen Sprüngen jagte sie durch das Unterholz, erreichte den Reporter und rieb ihr Fell an seinem rechten Bein.
Bill mußte sie kraulen. Er schob die Finger in das Fell und erklärte

ihr, daß sie doch die Beste war. Diesen Beweis der Sympathie und Liebe brauchte sie sehr. »So«, sagte er, »jetzt muß ich nach Johnny schauen, sonst bekommen wir heute abend nichts zu essen. Wäre doch schade um das leckere Fleisch.«

Die Wölfin verstand. Von allein drehte sie ab und lief vor dem Reporter her.

Der hatte seinen Sohn schnell gefunden. Johnny stand auf einer winzigen Lichtung. Es war ihm tatsächlich gelungen, ziemlich viele Äste und Zweige zu sammeln. Sie lagen vor seinen Füßen. Er selbst atmete schwer, war verschwitzt, aber happy.

»Na?« fragte Bill, »wie geht es dir?«

Johnny wischte eine Haarsträhne nach hinten. »Das ist toll, Daddy, ehrlich.«

»Glaube ich dir. Auch ich habe früher diese Arbeit gern gemacht.«

Er leuchtete das gesammelte Holz an. »Ist ja eine Menge, die du da zusammengetragen hast.«

»Das brauchen wir auch.«

»Dann mal los.« Bill steckte die Lampe weg und bückte sich zusammen mit seinem Sohn. Sie schafften es mit einem Gang, die Zweige zur Feuerstelle zu schleppen. Das Holz war zwar nicht sehr trocken, es würde trotzdem brennen. Johnny hatte nur die auf dem Boden liegenden Äste aufgesammelt.

Bill Conolly nahm das kleine Beil zur Hand und hackte die Äste so zurecht, daß sie gut in die Feuerstelle paßten. Einen Rost holte er aus dem Wagen.

»Das Fleisch ist hier«, sagte Sheila. Sie hatte die Stücke auf einen Teller gelegt und sie bereits gewürzt. Salz, Pfeffer und Kräuter verteilten sich auf beide Hälften.

Bill schnüffelte. »Riecht ja gut.«

»Das wird auch schmecken. Wie weit bist du mit dem Feuer?«

»Es brennt noch nicht.«

»Dann beeil dich mal. Was willst du eigentlich trinken?«

Bill grinste. »Haben wir nicht noch Bier in der großen Kühlbox?«

»Ja.«

»Dann das.«

Johnny stand an der Feuerstelle, auch Nadine hatte sich in seine Nähe gehockt. Sie ließ den Jungen, ihren besonderen Schützling, nicht aus den Augen. In London schlief sie auch in Johnnys Zimmer.

Bill bekam etwas Schwierigkeiten mit dem Feuer. Zudem rauchte es am Anfang sehr stark. Bei wechselnden Windrichtungen wurde der Rauch gleichmäßig auf die Familie verteilt.

Sheila stand am Wagen. »Kannst du nicht dafür sorgen, daß es weniger Qualm gibt?«

»Mache ich, warte noch.«

Bill suchte besonders trockene Äste und schaffte es tatsächlich, weniger Rauch zu produzieren.

Sheila legte das Fleisch auf den Grill, während sie anschließend das Brot schnitt.

Johnny holte die Getränke und Bill kümmerte sich um die kleinen Klappstühle, die sie rund um die Feuerstelle aufbauten. Mit der Gabel drehte er das Fleisch immer herum. Fett tropfte in die Flammen und ließ sie zischen.

Der Widerschein tanzte über die Gesichter der Familie Conolly.

Sehr deutlich war zu erkennen, daß die Augen des Jüngsten glänzten. Johnny war in seinem Element. Er rieb mit den Handflächen über den Stoff der Hose auf den Oberschenkeln und wartete darauf, das erste Stück Fleisch auf den Teller gelegt zu bekommen. »Habe ich einen Hunger!«

»Ist gleich soweit«, sagte Bill. Er entkorkte eine Bierflasche. Sheila und Johnny tranken Sprudel.

»Ich habe auch noch Wein im Wagen.«

»Soll ich ihn jetzt holen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Später.«

Das erste Stück Fleisch war gar. Bill pickte es auf und legte es Johnny auf den Teller. Der griff sofort zum Besteck und bekam von seiner Mutter Brot auf den Teller gelegt.

Bill verteilte weiter. Er nahm sich selbst als letzter das Stück Fleisch. Nadine bekam noch nichts. Erst als Sheila nach einem nicht gewürzten Stück griff, kam sie an und schnappte es ihr aus der Hand.

Die Conollys waren zufrieden. Auch mit dem Rauch des Feuers ließ es sich leben.

Bill stöhnte auf, als er das erste Stück Fleisch gegessen und die halbe Flasche Bier geleert hatte. »Ehrlich gesagt, ich fühle mich sauwohl.«

Johnny nickte heftig, Sheila stimmte ebenfalls zu und sorgte dafür, daß drei weitere Koteletts auf dem Grill landeten.

»Ich hätte als Nachtisch noch etwas Obstsalat!« schlug sie vor, doch Bill winkte ab.

»Auch Eis?« fragte Johnny.

»Klar.«

»Dann nehme ich was.«

»Junge, was kannst du essen!« Bill schüttelte den Kopf. »Für dich kann man ja noch zwei Hunde halten.«

»So schlimm ist es auch nicht«, stand Sheila ihrem Sohn bei. »Iß, wenn es dir schmeckt. Jungen in deinem Alter brauchen das, wenn sie wachsen.«

»Genau, Dad.«

Johnny bekam auch sein Eis. Er vermengte es sich mit dem Obstsalat, und Nadine kam noch näher. Sie wollte unbedingt etwas abhaben,

doch Johnny blieb eisern. »Das ist nichts für dich. Du hast dein Essen schon gehabt.«

Nadine drehte sich beleidigt ab.

Einige Schritte entfernt ließ sie sich nieder.

Sheila wurde es zu kühl. Sie holte die dickere Jacke und streifte sie über.

Sie saßen da, redeten miteinander. Bill trank noch eine Flasche Bier, fühlte sich herrlich entspannt, nicht einmal so müde, im Gegensatz zu Johnny, der seine Augen rieb.

Sheila hatte es bemerkt. »Ich glaube, es ist besser, wenn du dich hinlegst.«

»Aber…«

»Kein Aber, Johnny. Das Zelt ist aufgebaut. Nimm bitte Nadine mit.«

»Okay, Mum. Wenn aber was los ist, ruft mich.«

»Was soll denn los sein?«

»Keine Ahnung.«

»Du Spinner, du«, sagte Sheila zärtlich und gab Johnny einen Gute-Nacht-Kuß.

Auch Bill drückte seinen Sohn an sich, der mit den Fingern schnickte und Nadine zu sich herholte. Gemeinsam verschwanden die beiden im Zelt, das von innen erleuchtet wurde, als Johnny eine Lampe einschaltete.

Sein und der Umriß der Wölfin schimmerten durch den Stoff.

Sheila streckte die Beine aus. »Uns geht es wirklich gut«, sagte sie, »und Johnny ebenfalls.«

»Es tut ihm gut.« Bill trank den letzten Schluck, schaute gegen die Flasche und stellte sie dann leer weg.

»Nichts mehr?« fragte Sheila.

»Richtig.«

»Wie wäre es mit dem Wein?«

Bill blickte seine Frau über das etwas heruntergebrannte Feuer hinweg an. »Bist du noch nicht müde?« fragte er.

»Nein.«

»Okay, ich hole sie.«

Als Bill aufstand, löschte Johnny im Zelt das Licht. Das Dreieck tauchte in der Dunkelheit unter.

Sheila hatte kalifornischen Weißen gekauft. Bill öffnete die Flasche und besorgte auch zwei Wassergläser. Dann schenkte er ein, sie prosteten sich zu, und Sheila stand auf. Sie nahm ihren Stuhl, um sich an Bills rechter Seite niederzulassen.

Dann schaute sie gegen den Himmel. »Sieh dir mal den Mond an, der sieht aus wie gemalt.«

Bill nickte. »Ja, ein richtiges Vampirwetter.«

Für diese Antwort kassierte er von Sheila einen Stoß in die Rippen.

»Schäm dich, an so etwas überhaupt zu denken.«
Er grinste. »Man kann eben nicht aus seiner Haut.«
»In dieser Nacht«, sagte sie leise und mit einer etwas kehlig klingenden Stimme, »denke ich an so etwas auf keinen Fall.«
»Woran denn?«
Sheila sah ihren Mann mit einem verhangenen Blick an. »Rate mal, mein Lieber.«
Bill lächelte. »Ach so«, sagte er.
»Wie?«
»Ist der Wagen nicht etwas klein?«
Sheila wurde rot. »Wir brauchen doch nicht in den Wagen zu gehen. Schließlich haben wir genügend Decken mit.«
»Aber dir war doch kalt.«
»Du kannst mich ja wärmen«, flüsterte sie und legte ihren Kopf an Bills Schulter.
»Meinst du, daß ich noch soviel Feuer in mir habe?«
»Es kommt auf einen Versuch an.«
Bill lachte, während Sheila in ihrer Haltung blieb. Sie hielt die Augen halb geschlossen und spürte, wie sie sich immer mehr entspannte. Auch der Wein half dabei mit.
Bill legte den Kopf zurück und schaute gegen den Himmel.
Automatisch sah er auch den runden Mond – und schrak plötzlich zusammen, was auch Sheila auffiel.
»He!« rief sie, »was hast du?«
»Schau mal hoch, schnell, der Mond!«
»Wieso?«
»Sieh hin, Sheila.«
Auch sie entdeckte den Gegenstand, den Bill gemeint hatte. Ein großer Vogel hatte sich vor die Scheibe geschoben und blieb, obwohl er flog, stets so, daß er einen Teil des Mondes verdeckte.
»Und?« fragte Sheila.
»Siehst du ihn denn nicht?« Bill streckte den linken Arm aus.
»Ja, schon.«
»Das ist kein normaler Vogel«, flüsterte Bill.
»Vielleicht ein Adler.«
»Nein, die sehen anders aus. Wenn mich nicht alles täuscht, ist das… ein Drache!«
»Was?«
»Ja, ein Flugdrache.«
»Ach Bill, du spinnst!«
»Nein, Sheila, ich spinne nicht. Das Tier sieht aus wie ein Flugdrache aus prähistorischer Zeit.«
Sie legte ihre Hand gegen Bills Stirn. »Fieber hast du jedenfalls nicht, aber meinst du nicht auch, daß deine Phantasie mit dir durchgeht,

mein Freund?«
»Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen.«
»Wo soll der denn herkommen?«
Bill hob die Schultern. »Weiß ich auch nicht.« Er griff zu seinem Glas und trank einen Schluck Wein. Als er wieder hochschaute, war das Tier nicht mehr zu sehen.
»Jetzt ist er weg!« flüsterte Sheila.
Bill nickte langsam. »Ja, ich sehe es. Trotzdem bin ich der Überzeugung, daß es sich um keinen normalen Vogel gehandelt hat. Das war ein Urwelttier.«
»Na ja, du mußt es wissen.«
Bill räusperte sich. Er hatte seine Stirn in Falten gelegt und starrte zu Boden. Seine Stimmung war irgendwie dahin. Das merkte auch Sheila. »Ich glaube, wir brauchen uns keine Gedanken darüber zu machen, wo wir schlafen werden.«
»Sei doch nicht beleidigt.«
»Bin ich nicht, Bill. Ich wundere mich nur darüber, daß du in allem Unbekannten etwas Dämonisches siehst.«
»Es war kein normaler Vogel!«
»Ja, schon gut. Laß uns nicht weiter darüber reden. Willst du noch Holz nachlegen?«
»Noch ein paar kleinere Äste.« Bill griff zu und stopfte sie in die Glut, wo das Holz sofort Feuer fing.
Wärme strahlte den beiden entgegen. Die Flammen leuchteten ihre Gesichter rot an. Manchmal tanzten Schatten darüber hinweg.
Sheila drehte das Weinglas zwischen ihren Händen und schaute auf die gelbgrüne Flüssigkeit.
»Alles war so weit weg«, sagte sie leise. »Aber jetzt hat er uns wieder eingeholt.«
»Was meint du damit?«
»Der Alltag, Bill. Ich kenne dich. Du wirst über diesen komischen Vogel nachgrübeln und…«
»Mummy!« Sheila sprach nicht mehr weiter, weil sie Johnnys Ruf vernommen hatte.
Ihnen war nicht aufgefallen, daß ihr Sohn das Zelt verlassen hatte.
Er hatte auch nicht geleuchtet. Im Dunkeln ging er auf seine Eltern zu. Neben Sheila blieb er stehen, die ihren Arm um seine Schultern legte. »Was hast du denn?«
»Ich kann nicht schlafen.«
»Hast du zuviel gegessen?« fragte Bill.
»Nein, das ist es nicht.«
»Was denn?«
Johnny schaute seine Mutter an. »Es ist wegen Nadine. Sie… sie ist so unruhig.«

Bill hörte die Worte und saß plötzlich stocksteif auf seinem Klappstuhl. »Wieso benimmt sich Nadine komisch?«

»Sie… sie läuft herum, jaulte, ist auch aus dem Zelt gegangen und schaute gegen den Himmel, als wollte sie den Mond anheulen. Wie ein richtiger Werwolf.«

Bill warf seiner Frau über Johnnys Kopf hinweg einen langen Blick zu und nickte dabei.

»Unsinn, Bill…«

»Nein, Sheila, das muß etwas mit dem Tier zu tun haben, das wir sahen.«

»Welches Tier?« fragte Johnny sofort.

»Ein Vogel«, erwiderte Sheila.

»Groß, klein?«

»Na ja, eben ein Vogel. Vielleicht ein Adler.«

Johnny hatte nachgedacht. »Mum, vor einem Adler fürchtet sich Nadine nicht.«

»Hatte sie denn Angst?« fragte Bill.

»Nein, sie war nur so komisch. Hat geknurrt und wollte einfach nicht zur Ruhe kommen. Es war schlimm, wirklich…«

Sheila gab ihrem Sohn einen Klaps auf den verlängerten Rücken.

»Du gehst am besten wieder ins Zelt. Dad und ich bleiben noch etwas auf und kümmern uns um Nadine. Wenn ich mich hinlege, nehme ich sie mit in den Wagen, abgemacht?«

»Warum? Ich…«

»Keine Widerrede jetzt. Es ist spät genug. Wenn du mal erwachsen bist, kannst du länger aufbleiben.«

Murrend zog Johnny ab. Er kam jetzt in das Alter, wo er die Anordnungen seiner Eltern nicht mehr widerspruchslos hinnahm. Trotzig und mit gesenktem Kopf trottete er davon.

Bill wartete mit seiner Frage, bis Johnny im Zelt verschwunden war. »Na, was sagst du jetzt?«

Sheila hob beide Hände. »Das braucht nichts zu bedeuten haben, Bill. Es kann ganz normal sein.«

»Ich bin anderer Meinung. Jeden Abend hat sich Nadine normal benommen. Nur heute nicht. Und ausgerechnet heute ist dieses seltsame Tier am Himmel erschienen, das hat die Wölfin irritiert. Und weißt du auch, weshalb sie so irritiert worden ist?«

»Nein!«

»Weil das kein normaler Vogel gewesen ist. Wenn Nadine so reagiert, muß sie etwas gespürt haben.« Bill flüsterte und redete dabei mit Händen und Füßen. »Ich kann dir auch sagen, was sie gespürt hat. Magie, Sheila, finstere Magie.«

»Und das glaubst du?«

»Ja.«

»Ich aber nicht.«

Bill räusperte sich. »Hör auf mich, Mädchen. Das hat etwas mit Magie zu tun. Der Alltag hat uns wieder. Ich sage dir, daß es ein Flugdrachen gewesen ist, ein prähistorisches Tier, wo immer es auch hergekommen sein mag, es ist vorhanden.«

»Schade, daß wir sie nicht fragen können.«

Als hätte Sheila das Stichwort gegeben, so kam die Wölfin plötzlich an. Sie sprang aus dem Dunkel in den Kreis des Feuers, huschte durch den Widerschein und blieb vor den beiden stehen. Den Kopf hatte sie leicht erhoben. Das Feuer gab ihren Augen einen metallischen Glanz. Sie atmete hechelnd.

»Sheila!« sagte Bill sehr eindringlich. »Du kennst Nadine. Schau sie dir genau an. Die benimmt sich normalerweise nicht so.«

»Kann schon sein.«

»Nein, das ist so!«

Die Wölfin sah aus, als hätte sie jedes Wort der beiden verstanden. Sie reagierte auch dementsprechend, als sie sich herumdrehte und plötzlich weglief.

Nach wenigen Yards schon blieb sie stehen, wandte den Kopf und blickte zurück.

Bill erhob sich. »Wir sollen ihr folgen. Das ist eine Aufforderung.«

Auch Sheila blieb nicht mehr sitzen. Bisher hatte sie es einfach nicht glauben wollen, jetzt aber sah die Sachlage völlig anders aus.

Obwohl es ihr noch immer schwerfiel, mußte sie ihrem Mann leider zustimmen. Er hatte recht, Nadine benahm sich normalerweise nicht so. Sie war viel ruhiger und ausgeglichener.

Bill lief auf das Tier mit der menschlichen Seele zu. Er wußte, daß die Wölfin ihm etwas zeigen oder ihn auf eine bestimmte Sache aufmerksam machen wollte.

So war es auch.

Nicht Nadine machte ihn darauf aufmerksam, es war der Windstoß, der alle erfaßte, auch in die Flammen hineinglitt und die langen Zungen in die Höhe schleuderte. Sogar der Stoff des Zeltes knatterte, und einen Moment später bewegte sich ein gewaltiger Schatten über die Wipfel der Bäume hinweg.

Er flog langsam, besaß Ähnlichkeit mit einem Drachen, nur mit dem Unterschied, daß dieser hier lebte…

***

Die beiden Conollys rührten sich nicht vom Fleck. Auch Nadine reagierte nicht. Sie saß in der Hocke, den Kopf hochgerichtet, und sie starrte gegen das, was oberhalb der Baumkrone über sie hinwegsegelte und vom Meer hergekommen war.

Sheila fand als erste die Sprache wieder »Bill… Bill«, hauchte sie.

»Ich… ich glaube, ich träume. Das … das kann nicht wahr sein. Das ist eine Halluzination.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Nein, wir träumen nicht. Wir sehen beide das gleiche.«

»Und was?«

»Einen Urweltdrachen, Mädchen.«

Sie atmete tief aus, strich über ihre Stirn, um anschließend wieder in die Höhe zu sehen.

Beide traf fast der Schlag. Nicht allein der Drache segelte über sie hinweg, auf dem Tier saß eine Gestalt. Wenn sie nicht alles täuschte, war es eine Frau oder ein junges Mädchen.

Bisher war nicht zu merken gewesen, ob die Person auf der Flugechse sie überhaupt entdeckt hatte. Sie starrte jedenfalls geradeaus.

Die Schwingen des Flugdrachen besaßen eine immense Spannweite. Sie wirkten wie zwei riesige Zeltdächer, die sich über das Gelände gelegt hatten, um es in die tiefe Dunkelheit zu tauchen.

Das Erscheinen des Tieres war nicht normal. Es gab auch keine rationale Erklärung. Das mußte einfach mit einer finsteren Magie zu tun haben, deshalb hatte sich auch Nadine so ungewöhnlich und anders benommen.

Die Menschen konnten sich beherrschen, die Wölfin allerdings nicht. Sobald sie eine fremde, schwarzmagische Ausstrahlung verspürte, reagierte sie dementsprechend.

Sheila und Bill schafften es nicht, sie zu halten. Plötzlich sprintete das Tier los. Aus seinem Mund drangen Laute, die an ein Heulen und gleichzeitig an ein Bellen erinnerten.

Nadine raste weg, aber sie schlug einen Bogen, um den Flug des Drachen verfolgen zu können.

Sheila schrie hinter ihr her, erreichte nichts. Johnny erschien im Zelteingang.

Die Situation verdichtete sich. Jetzt war auch der Flugdrache aufmerksam geworden.

Während Sheila auf ihren Sohn zurannte, ihn packte und hinter dem Wagen in Deckung ging, drehte sich der Drache schwerfällig um. Jedenfalls sah es so aus.

Er wandte ihnen nicht mehr das Profil zu, dafür seine Vorderseite mit dem verflucht langen Schnabel, der sich plötzlich öffnete wie eine Schere.

Bill schaute auf das Mädchen. Es hatte seinen Platz auf dem Hals des Tieres gefunden. Sie saß auf ihm wie auf einem Pferd.

Gefahr!

Bill wußte im Bruchteil eines Augenblicks, daß sie alle in einer tödlichen Gefahr schwebten.

Er hatte sich nicht geirrt.

Der Flugdrache griff an!

***

Und wie er kam!

Plötzlich kippte er nach vorn weg. Sein langer Schnabel stach dem Boden entgegen wie eine mörderische Lanze. Er sah so aus, als suchte er ein bestimmtes Ziel und stieß unheimlich schnell herab.

Bill Conolly warf sich zurück. Er bekam den Eindruck, als würde eine ganze Welt auf ihn herabstürzen. Rücklings landete er im weichen Gras, überrollte sich und rechnete auch damit, von diesem verfluchten Schnabel aufgespießt zu werden.

Dann zitterte der Boden, als die Schnabelspitze des mächtigen Flugdrachen in die weiche Erde sauste.

Bill hörte das Heulen der Wölfin, etwas brach mit lautem Getöse.

Orkanartige Böen erfaßten ihn, weil der Flugdrache seine Schwingen bewegte und damit alles wegräumte, was sich ihm in den Weg stellte. Sogar junge Bäume knickte er um.

Bill konnte nichts sehen. Er hatte furchtbare Angst um seine Familie und auch um sich selbst. Von einem Drachenschnabel aufgespießt zu werden, war auch nicht das Wahre.

Er kroch in ein Gebüsch, richtete sich halb auf und konnte sehen, wie der Drache tobte.

Er durchpflügte den Wald. Wahrscheinlich befand er sich auf der Suche. Mit dem langen, eisenharten Schnabel hackte er immer wieder in die Tiefe, um dort sein Ziel zu finden.

Bill konnte sich vorstellen, daß er dabei nach der Wölfin suchte, um sie zu verschlingen.

Das Geäst der Bäume war in wilde Bewegungen geraten, als würde der Sturm daran rütteln. Immer wieder brachen Äste und Zweige knackten ab, fielen zu Boden und kennzeichneten den Weg des vorsintflutlichen Tieres. Der Schnabel hieb eine regelrechte Schneise in den Wald, dann aber stieg das Tier in die Höhe.

Mit zwei Schwingenschlägen schaffte der Flugdrache es, Distanz zwischen sich und dem Erdboden zu bringen. Er schwebte über den Bäumen, Bill sah auch das Mädchen, das sich jetzt nur mehr mit einer Hand festhielt, den anderen Arm erhoben hatte und ins Dunkel mit der Faust drohte.

Der Drache aber flog weiter.

Er drehte auch nicht. Sein Kurs führte ihn weg vom Meer, dem Landesinneren entgegen, wo in den kleinen Orten und Dörfern mehr Menschen lebten, als an diesem einsamen Küstenstrich…

***

Johnny lag bäuchlings auf dem Boden. Er hatte seinen Mund nicht geschlossen und schmeckte die Erde sowie das Gras zwischen seinen

Zähnen. Er spürte auch den Druck des Körpers, der ihn schützte. Sheila hatte sich über ihren Sohn geworfen.

Auch sie wollte nicht sehen, was geschah. Die Augen hatte sie fest zusammengepreßt, um sie herum krachte und splitterte es. Auch der Boden vibrierte, und sie hörte trotz dieser Geräusche das aufgeregte Klopfen ihres Herzens.

In diesen langen Schrecksekunden – oder waren es Minuten – empfand sie beinahe schon eine tödliche Angst. Sie dachte an ihre Familie, malte sich schlimme Szenen und Bilder aus und schrak zusammen, als dicht neben ihr etwas zu Boden schlug und einen Moment später gegen ihre Waden hämmerte.

Es kam ihr vor, als hätte sie einen Schlag mit der Peitsche erhalten. Sie mußte sich zwingen, liegenzubleiben. Unter ihr bewegte sich Johnny und drehte seinen Kopf zur Seite, weil er den Mund aufreißen wollte, um Luft zu holen.

Wieder zitterte ganz in ihrer Nähe der Boden. Sheila hatte den Eindruck, als würde ein Riese durch den Wald stampfen und alles zerbrechen, was sich ihm in den Weg stellte.

Wie lange würde das Chaos noch dauern?

Zeit war unbedeutend für sie geworden. Sheila konnte nur hoffen, daß der Kelch an ihnen allen vorbeilief.

Dann peitschte Wind heran. So hart und gewaltig, als wollte er die beiden vom Boden in die Höhe schleudern. Sie wußte nicht, daß der Drache seine Schwingen bewegt hatte, konnte aber aufatmen, als es still um sie herum wurde.

Dennoch blieb sie liegen, um sicherzugehen, daß die Gefahr auch vorbei war.

Erst als sie Schritte vernahm, richtete sie sich vorsichtig auf und zog auch Johnny mit hoch.

Bill lief auf sie zu. Selbst in der Dunkelheit war sein verstörtes Gesicht zu erkennen. Er kam gerade zurecht, um sehen zu können, wie sich Sheila aufrichtete. Johnny stand zitternd neben ihr und hielt die Hand seiner Mutter umklammert.

»Ist euch was passiert?« Bill umfaßte beide, er hatte sich dabei halb gebückt.

»Nein, uns geht es gut. Und dir?«

»Ich bin auch okay.« Er richtete sich wieder auf. »Na, glaubst du mir jetzt?«

Sheila nickte. Ansonsten blieb sie stumm. Sie wollte über etwas nachdenken, kam nicht dazu, weil sie innerlich zu aufgewühlt war.

Der Platz, auf dem sie die Nachtruhe verbringen wollten, hatte sich verändert. Dieser Flugdrache war rücksichtslos vorgegangen und hatte ihn in ein wahres Chaos verwandelt.

Das Zelt stand nicht mehr. Es lag als Plane auf dem Boden.

Zerhackt von den Schnabelhieben, die auch den Schlafsack des Jungen zerfetzt hatten.

Die Feuerstelle glühte wie ein totes Auge, das sich in der Umgebung verteilt hatte. Zum Glück war nichts in Brand geraten, weil der Boden noch zuviel Feuchtigkeit in sich barg.

Glück im Unglück hatten die Conollys ebenfalls gehabt, denn kein Schnabelhieb hatte ihren Wagen getroffen. Wie ein ruhender Pol stand er inmitten dieser chaotischen Umgebung.

Dafür sah ein Teil des Waldes so aus, als hätte jemand mit einem breiten Schwert eine Schneise gezogen. Fast schnurgerade waren die Bäume geknickt und gespalten worden.

Bill, Sheila und Johnny schauten sich die Verwüstung aus großen Augen an, schüttelten die Köpfe und konnten sich noch immer nicht so recht damit abfinden, daß sie es tatsächlich geschafft hatten, hier lebend wieder herauszukommen.

»Ich werde die Reste des Feuers austreten«, sagte Bill mit belegter Stimme.

»Und dann?«

»Werden wir diesen ungastlichen Platz verlassen, Sheila. Wir müssen etwas unternehmen, Sheila. Dieses vorsintflutliche Tier stellt eine immense Gefahr dar.«

Sie nickte nur und legte beide Arme um Johnny. Bill kümmerte sich inzwischen um die restlichen Brandflecke. Er trampelte mit seinen Füßen darauf herum, stieß die glühende Kohle in die Erde, scharrte noch mit den Sohlen darüber und fuhr heftig herum, als er den lauten Ruf seiner Frau vernahm.

Es war mehr ein Schrei, formuliert in einem Wort.

»Nadine!«

Bill spürte auf seinem Rücken die Spannung. Vom Hals her zog sich die Haut zusammen. Daß er auch an die Wölfin nicht mehr gedacht hatte, konnte er selbst nicht fassen.

Allmählich kristallisierte sich etwas in seinem Kopf fest. Er dachte daran, wie dieser Flugdrache gelandet war und was er nach der Landung getan hatte.

Es war ihm gelungen, sich seinen Weg durch den dichten Wald zu bahnen. Er hatte ständig mit seinem tödlichen Schnabel nach unten gehackt und versucht, ein Ziel zu treffen.

Nadine?

Diesmal ging Bill Conolly davon aus. Die Wölfin hatte ihn zuerst bemerkt. Sie hatte sich auch dementsprechend angestellt und ihn durch ihr Knurren aufmerksam gemacht.

Also hatte er sie gejagt.

Mit langen Schritten lief Bill auf seine Familie zu. Er sah Sheila ratlos, den Kopf schüttelnd. »Bill, ich… ich habe sie nicht mehr

gesehen. Du vielleicht?«

»Nein.« Bill schaute gegen die Schneise im Wald. »Da ist sie hineingelaufen, und der Drache folgte ihr.«

»Mein Gott, dann…«

»Hör auf, Sheila, wir wissen es nicht. Noch wissen wir gar nichts. Es kann sich alles zum Guten wenden!« Oder auch nicht, fügte der Reporter in Gedanken hinzu.

»Soll ich sie suchen, Daddy?«

»Nein, Junge, laß mal. Sie wird kommen, da bin ich mir sicher. Zuerst packen wir zusammen.«

»Willst du das wirklich, Bill?«

»Ja!«

Sheila kannte ihren Mann. Wenn er aber in einem Tonfall redete wie zuletzt, dann hatte er sich einmal entschlossen, und nichts brachte ihn von diesem Entschluß mehr ab.

Er packte alles zusammen. Sheila kümmerte sich mit Johnny um das Geschirr. Nichts war davon heil geblieben. Sie sammelten sogar die Scherben auf und verstauten sie in den mitgebrachten Abfallbeuteln.

Plötzlich erschien der Schatten. Johnny sah ihn zuerst. Er ließ die beiden Bierflaschen fallen, die er aufgesammelt hatte und schrie den Namen der Wölfin.

Auch Sheila und Bill kreiselten herum.

Dann rannten sie zu ihrem Sohn und kümmerten sich zu dritt um Nadine, die unverletzt war. Sie hatte es tatsächlich geschafft, den Schnabelstößen zu entwischen.

Tief atmete Bill durch. »Glück«, sagte er, »ist mit den Tüchtigen.«

Er ballte die Hand zur Faust. »Wißt ihr, was wir jetzt machen werden?«

Sheila und Johnny schüttelten die Köpfe.

»Jetzt fahren wir in den nächsten Ort und rufen jemand an, der bestimmt schon im Bett liegt.«

»John Sinclair!« stieß Sheila hervor.

»Genau, meine Liebe…«

***

Mich holte der Anruf tatsächlich aus dem ersten, tiefen Schlaf. Ich war dementsprechend sauer, als ich mich meldete, wurde aber sofort hellwach, als ich die hektische und besorgt klingende Stimme meines Freundes Bill Conolly vernahm.

»John, du mußt kommen.«

»Okay, wohin?«

»Irland!«

»Was?« Ich glaubte zu träumen. »Ist das ein Witz?«

»Leider nicht. Hör genau zu, ich erkläre dir jetzt, um was es geht.«

Das tat der Reporter auch. Als er seine Rede beendet hatte, stand für mich fest, daß ich London wieder einmal verlassen würde, um auf der Grünen Insel Drachen zu jagen…

***

Der Ort, von dem die Conollys aus telefoniert hatten, hieß Greenland. Er war sehr klein, noch urwüchsig und von Feldern umgeben, die allesamt etwas typisch Irisches aufwiesen.

Es waren die relativ hohen Steinwälle, die schützende Grenzen bildeten und sich gegen den immerwährenden Wind stemmten.

Manche von ihnen wirkten schief, als hätten mächtige Hände versucht, sie zur Seite zu schieben, doch sie hielten trotz allem stand und boten unzähligen Tieren Unterschlupf.

Eine Telefonzelle hatten die Conollys nicht gefunden. Es war ihnen nichts anderes übriggeblieben, als in eine Gastwirtschaft zu gehen. Wenn es eine Sperrstunde gab, so hielt man sich in diesem Ort nicht daran. Nur wenige Gäste bevölkerten den Raum, der wegen seiner Holzbalken an der Decke und dem schummrigen Licht sowie den etwas klobigen Tischen und Stühlen sehr gemütlich wirkte und einen Touch Romantik bekommen hatte.

Natürlich waren sie angestarrt worden. Die Gäste, nicht mehr unbedingt nüchtern, hatten sie mit markigen Worten empfangen, waren jedoch von einer resoluten Wirtin in die Schranken gewiesen worden. Nahe der Tür, wo ein runder Tisch stand, hatten Sheila und Johnny ihre Plätze gefunden, während Bill von einem Nebenraum aus mit London telefoniert hatte.

Die Wirtin, eine Frau in der Lebensmitte und ziemlich drall, nickte ihm zu, als er das Gespräch bezahlen wollte. »Sie sehen aus, Mister, als könnten Sie einen guten Schluck vertragen.«

»Ja, das stimmt.«

»Whisky?«

Bill dachte an den Wein und das Bier, das er getrunken hatte. Die schlimmen Ereignisse allerdings hatten ihn wieder nüchtern werden lassen. »Sogar einen Doppelten.«

»Und die Familie?«

»Was möchtet ihr trinken?« rief Bill quer durch das Lokal.

Sheila entschied sich für Wasser, Johnny nahm Saft.

»Wird sofort gebracht, Mister.« Die Wirtin stemmte die Hände auf die Theke. »Wenn Sie etwas essen möchten, ich habe noch kalten Braten in der Küche.«

»Sehen wir so hungrig aus?«

Sie wiegte den Kopf. Ihre Pauswangen hatten einen roten Glanz bekommen. »Das nicht gerade, aber Sie sehen so aus, als hätten Sie einiges hinter sich.«

Bill gab keine direkte Antwort. Er überlegte nur, ob er der Frau die Wahrheit sagen sollte, entschied sich aber dagegen.

Jemand grölte mit seiner Blecheimerstimme nach einem Bier.

»Aber schnell, Mamie!«

»Halt den Rand, William! Du bekommst nichts. Ich sehe dir an, daß du genug hast.«

Die beiden stritten sich, andere lachten, und Bill ging zum Tisch seiner Familie, wo er sich niederließ.

»Hast du John erreicht?« fragte Sheila.

Er nickte.

»Kommt er?«

»So schnell wie möglich. Hat er jedenfalls gesagt.« Bill wischte über seine Stirn und lächelte Johnny zu, der blaß auf seinem Stuhl saß und ins Leere starrte.

Die Wölfin hatten sie draußen im Wagen gelassen. Nadine hätte zu großes Aufsehen erregt.

Mamie, die Wirtin, brachte die Getränke. Sie bot noch einmal ihren Braten an. Freundlich lehnten die Conollys ab.

Bill setzte das Glas an. Er trank langsam und mußte zugeben, daß der Whisky ausgezeichnet war. Bill lehnte sich zurück, schloß die Augen und spürte, daß die Anspannung etwas nachließ. Bevor sie das Lokal betraten, hatten sie sich etwas gereinigt. Sie sahen einigermaßen menschenwürdig aus.

»Hast du mit John einen Treffpunkt ausgemacht?«

Bill nickte. »Hier in Greenland.«

»Dann müssen wir bleiben.«

»Sicher.«

Sheila senkte ihre Stimme bei der nächsten Fragen. »Und dieser Drache? Willst du die Sprache darauf bringen?«

Der Reporter legte die Stirn in Falten. »Ich denke noch darüber nach«, gab er ehrlich zu.

»Sind die Menschen hier der Grund?«

»Genau. Wenn wir leergetrunken haben, verschwinden wir wieder.«

»Mir gefällt die Luft hier auch nicht.« Sheila rieb ihre Augen. »Zuviel Qualm.«

Johnny lehnte sich gegen Sheila. »Ich bin auch müde, Mummy.«

»Das kann ich verstehen. Nur noch ein paar Minuten, dann gehen wir. Oder?« Sie blickte Bill fragend an. »Wäre es nicht besser, wenn wir hier ein Zimmer nehmen?«

»Weshalb?«

»Das Zelt ist unbrauchbar geworden, der Wagen wird für uns einfach zu eng.«

»Wer bleibt bei Nadine?«

»Ich«, sagte Johnny, der die Frage gehört hatte. »Ich kann doch bei

ihr bleiben.«

Seine Mutter schüttelte den Kopf. »Das, mein Junge, ist mir viel zu gefährlich.«

»Oder ihr beide schlaft hier.«

»Und du im Wagen, nicht?«

Bill nickte. Er erntete sofort Widerspruch. »Kommt nicht in Frage. Wie sieht das bei den Leuten aus?«

Zu einer Entscheidung kamen sie nicht, denn jemand riß heftig die Tür auf. Wind blies in die Gaststätte und quirlte den Rauch durcheinander. In der offenen Tür stand ein älterer Mann. Der weiße Bart wuchs wie eine Sichel auf der Oberlippe. Er stierte die Gäste an. Der Wind traf seinen Rücken und ließ die Kleidung flattern.

»He, mach die Tür zu!« sagte die Wirtin.

»Ja, ja«, erwiderte der Neuankömmling. Er hatte so gesprochen, als wäre er gar nicht in der Welt. Die Tür drückte er zu und betrat mit schweren, schleppenden Schritten die Gaststube. Jeder sah ihm an, daß er eine Nachricht zu überbringen hatte, die bestimmt nicht freudig war, sonst wäre sein Gesicht nicht so blaß gewesen.

»Was hast du denn?«

»Mamie!« flüsterte der Neuankömmling. »Mamie, ich… ich habe ihn gesehen.«

Jemand lachte im Hintergrund. »Wen, den Teufel?«

»Halts Maul, Ralph, so ähnlich.« Er hatte die Theke erreicht und stützte sich dort ab. »Es war nicht der Teufel, es war der Drache, und er wurde von einem Mädchen geflogen…«

Seine Worte tropften in die Stille. Es gab keinen unter den Gästen, der etwas darauf erwidert hätte. Die Männer saßen sprachlos an den beiden Tischen, und auch die Conollys rührten sich nicht, zeigten jedoch eine gespannte Aufmerksamkeit.

Mamie fand als erste die Sprache wieder. »Du bist verrückt! Das glaube ich nicht. Das sind Märchen.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Vielleicht waren es bis heute Märchen oder Legenden. Aber in dieser Nacht sind sie wahr geworden. Ich habe den Drachen gesehen, und auf ihm, praktisch auf seinem Hals, da hockte das Mädchen.«

»Welches Mädchen, Ian?«

»Die Kleine von der Küste. Die mit den roten Haaren. Ich weiß nicht, wie sie heißt. Sie wohnt bei dem Bildhauer…«

»Cooper!« rief jemand aus dem Hintergrund. »Die Kleine heißt Maureen Cooper.«

»Ja, stimmt.«

Mamie lachte. »Und die soll auf einem Drachen geflogen sein?«

Ian nickte sehr langsam. »Wenn ich das doch sage, verdammt! Es stimmt, sie ist auf dem Drachen geflogen.«

»Wo war das denn?«
»Gib mir erst einen Whisky, Mamie!«
»Okay, hier.«
Ian trank und hätte sich fast noch verschluckt. »Also, das war nicht weit von hier. Noch über dem Dorf. Sie flogen da dicht über die Dächer unserer Häuser.«
»Und woher kamen sie?«
»Aus dem Wald, glaube ich.«
»Wohin sind sie denn geflogen?« Der Mann mit dem Namen Ralph hatte die Frage gestellt. Er gehörte noch zu den jüngeren Leuten, auch wenn er mit seinem Glatzkopf älter wirkte.
»Keine Ahnung. Er war sehr schnell. Vielleicht kreist er auch über Greenland.«
»Weshalb?«
»Weiß ich nicht.« Ian leerte sein Glas. »Jedenfalls habe ich erlebt, was es heißt, Angst zu haben.«
Mamie wischte ihre Hände trocken und wandte sich an ihre Gäste. »Wer von euch glaubt ihm?«
Zunächst meldete sich niemand. Die Einheimischen schauten sich gegenseitig an. Jeder wartete auf eine Reaktion seines Nachbarn, keiner wollte sich als erster blamieren.
Bill Conolly fühlte sich ebenfalls angesprochen. Er hob den Arm und sagte: »Ich oder wir glauben ihm!«
Stille. Die Köpfe der Anwesenden drehten sich. Die Conollys kamen sich vor wie auf dem Präsentierteller. Sheila konnte nicht vermeiden, daß sie rot anlief.
»Sie?« fragte Mamie und lachte. »Also bitte, nichts gegen Sie, aber Sie sind hier fremd.«
»Das wissen wir, Madam, aber wir glauben ihm trotzdem, denn wir haben den Drachen und das Mädchen ebenfalls gesehen.«
Ian hatte sich umgedreht. Er nickte den Conollys zu und zerwühlte dabei sein aschgraues Haar. »Da hört ihr es«, sagte er. »Da hört ihr es. Sie haben den Drachen ebenfalls gesehen.«
»Und sind von ihm angegriffen worden«, erklärte Bill. »Was meinen Sie, weshalb wir hier sitzen. Draußen steht ein Geländewagen. Dazu gehörte auch ein Zelt. Wir wollten hier einen zünftigen Frühlingsurlaub machen. Daraus wird nichts mehr. Der Drache griff uns an, als wir vor dem Lagerfeuer saßen…«
Bill berichtete von ihren Erlebnissen und traf auf staunende Zuhörer, die auch nachdenklich wurden.
Ian nickte dazu. »Ja«, sprach er in Bills Erzählung hinein, »das kann ich mir vorstellen.«
Der Reporter leerte sein Glas. Er gab den Gästen keine Zeit, um nachzudenken und stellte gleich seine nächste Frage. »Weshalb

passiert so etwas?«

Keiner wollte so recht mit der Sprache herausrücken. Die Gäste schauten einander an, hoben die Schultern, starrten in ihre Gläser oder tranken in kleinen Schlucken.

»Bitte«, sagte Bill. »Weshalb geschieht so etwas? Ich weiß, daß Sie mir antworten können…«

Die Wirtin hob den Arm. »Klar, wir können Ihnen antworten, Mister. Nur wird es keinen Sinn haben.«

»Versuchen Sie es.« Bill lächelte.

Sie hob die Schultern. Verlegen wischte Mamie ihre Hände an der Schürze ab. »Früher, da haben hier an der Küste einmal die Drachen gelebt, so erzählt man sich…«

»Was heißt früher?«

»In grauer Vorzeit.«

»Ist das eine Tatsache?«

»Nein, eine Legende.«

Bill nickte. »Es gab die Drachen, als die Saurier die Erde bevölkerten. Das ist erwiesen, aber sie sind ausgestorben. Woher kommen sie so plötzlich?«

»Das wissen wir auch nicht.«

»Tatsächlich nicht?«

Mamie schaute zur Seite.

Johnny war eingenickt. Er lehnte gegen Sheilas Schulter. Sheila tippte ihren Mann an. »Frag diesen Ian doch mal.«

»Gute Idee.« Bill zwinkerte seiner Frau zu. »Hören Sie, Ian, sind Sie der gleichen Ansicht?«

»Wie wer?«

»Daß es nur eine Legende ist.«

»Ja.«

»Aber die Legende ist zur Wahrheit geworden.« Bill erhob sich und ging auf die Theke zu. Neben Ian blieb er stehen. »Sogar zu einer bitteren Wahrheit, die uns hätte das Leben kosten können. Dieser Drachenvogel wollte töten. Hat die Legende einen Namen? Stützt sie sich auf irgend etwas? Es muß doch Hintergründe geben.«

»Sie sind ein Fremder«, sagte Ian.

»Na und?«

»Wir leben hier nach eigenen Regeln. Bei uns richtet sich der Ablauf nach den Jahreszeiten. Hier gibt es viele Dinge, die Sie nicht begreifen können, Mister…«

»Bitte, lassen Sie uns zum Thema kommen!«

»Ja, Mister.« Der Weißhaarige nahm einen Schluck Bier. »Es gibt da eine Verbindung. Man sagt, daß diese Legende einen Namen hat. Den Namen einer anderen Welt, unter der wir uns kaum etwas vorstellen können. Aibon…«

Bills Blick bekam eine gewisse Starrheit, die den Iren mißtrauisch werden ließ. »Was ist, Mister? Sie schauen mich an, als würde Ihnen dieser Name etwas sagen.«

»Das stimmt auch.«

»Aibon ist für Sie…«

»Ist bekannt. Ich weiß einiges über das Land. Es ist mir nicht mehr neu.«

»Man sagt, daß dort Drachen leben. Aber Aibon ist weg, unsichtbar, so heißt es auch.« Ian holte tief Luft und schaute in die Runde.

Die anderen Gäste stimmten ihm nickend zu.

Bill hatte einen Einwand. »Manchmal, Mister, da werden die Dinge ins Rollen gebracht. So ist es auch mit Aibon. Es gibt Momente, wo sich die Grenzen aufheben. Da ist Aibon plötzlich in dieser Welt und umgekehrt. Verstehen Sie?«

»Ja und nein.« Ian war ehrlich. »Woher sind Sie über dieses Land informiert? Es sind nur wenige Eingeweihte, die es kennen. Man sagt sogar, daß unsere Insel Aibon ist, nur eben unsichtbar, das wirkliche Land liegt woanders.«

»Stimmt alles«, erwiderte Bill. »Ich habe andere Dinge im Kopf, wenn Sie gestatten.«

»Welche?«

»Lassen wir Aibon mal zur Seite. Mich interessiert das Mädchen. Wer ist die Kleine, wie heißt sie?«

»Maureen Cooper. Sie lebt an der Küste bei ihrem Großvater. Ihre Eltern sind ums Leben gekommen, ein Schiffsunglück, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Und jetzt reitet sie auf einem Drachenvogel.«

»So ist es, Mister…«

»Ich heiße übrigens Bill Conolly.«

»Okay. Das Mädchen ist etwas Besonderes. Es hat sich oft von den anderen ferngehalten. Wir haben Maureen als versponnen angesehen. Sie hat oft von den Drachen gesprochen, denn sie lebt ja auch an der Drachenküste. In dieser Bucht haben die Drachen früher gelebt. Auch heute werden Sie dort noch Felsen sehen, die Ähnlichkeit mit dem gebogenen Rücken eines Drachens aufweisen.«

»Das müßten wir uns tatsächlich einmal ansehen«, meinte Bill und warf seiner Frau einen langen Blick zu.

»Heute nicht mehr.«

»Nein, wenn es hell wird.« Bill lächelte und wandte sich an die Wirtin. »Sie haben auch Zimmer zu vermieten?«

»Nicht direkt. Einige Räume über uns sind als Gästezimmer schon hergerichtet.«

»Wir würden gern eines nehmen.«

»Das läßt sich machen.«

»Mum, was ist das?« Plötzlich hatte sich Johnny gemeldet. Er war aus dem tiefen Schlaf hochgeschreckt, saß auf dem Stuhl und schaute sich verwundert um.

»Johnny, was meinst du damit?«

Er wischte über sein Gesicht. »Ich… ich habe wohl geträumt.«

Dann schüttelte er den Kopf. »Nein, stimmt nicht, Mum. Da ist etwas, das mich geweckt hat.«

»Sag es bitte.«

»Es hängt… es hängt mit Nadine zusammen. Ich habe ihr Heulen deutlich gehört. Ihr nicht?«

»Nein.«

»Moment mal.« Bill löste sich von seinem Platz an der Theke und ging auf seine Familie zu. Johnny schaute ihn direkt an. Er wirkte noch etwas verschlafen, dennoch bekam Bill den Eindruck, als würde er über etwas nachdenken. Er beugte sich zu seinem Sohn herab. »Wie war das, Johnny? Du hast Nadine gehört?«

»Ja, Dad. Sie war sehr unruhig. Als hätte sie Furcht bekommen oder so ähnlich.«

»Dann schau doch nach«, schlug Sheila vor.

»Das werde ich auch.«

»Darf ich mit, Dad?« Johnny rutschte bereits vom Stuhl.

Sheila wollte erst dagegen sprechen, aber ihr Mann hatte schon genickt. »Okay.«

Johnny wischte durch seine Augen und folgte dem Vater, der bereits an der Tür war und sie aufgezogen hatte. Bill nahm die Aussagen seines Sohnes durchaus ernst. Er kannte das besondere Verhältnis, das zwischen Johnny und Nadine bestand. Sie beschützte den Jungen. Manchmal glaubte Bill daran, daß die beiden auf telepathischem Wege miteinander verbunden waren.

Er zog die Tür auf.

Es war kühl geworden. Dunkel lag die Straße vor ihm. Der Geländewagen parkte nicht weit entfernt. Ein schwarzer Kasten, der leicht vibrierte, wahrscheinlich deshalb, weil Nadine auf- und ablief.

Johnny blieb an der Seite seines Vaters, als dieser die Wagentür aufschloß.

Ein Schatten schoß heran. Er sah aus als würde er den Reporter anspringen, jumpte aber vorbei und lief zu Johnny, der die Wölfin streichelte. Sie preßte ihren Kopf gegen seine Waden und gab Laute von sich, die sich anhörten wie eine Mischung aus Heulen und Knurren. Jedenfalls warnend.

Wovor wollte Nadine warnen?

Der Reporter ließ seine Blicke streifen. Etwas Verdächtiges entdeckte er nicht.

Johnny sprach ihn an. »Ich weiß auch nicht, Dad, aber irgend etwas

ist komisch.«
»Und was, bitte?«
»Vielleicht kommt er zurück…«
Bill wußte, daß Johnny den Drachenvogel damit meinte. Daran hatte er ebenfalls gedacht, aber nicht gewagt, die Dinge beim Namen zu nennen. Jetzt fragte er: »Meinst du?«
Der Junge nickte. »Ich weiß es, weil es Nadine weiß. Sie hat es mir gesagt.«
So ungewöhnlich sich diese Antwort auch anhörte, Bill hütete sich, darüber zu lachen. Statt dessen schloß er die hintere Tür des Wagens und schaute gegen den Nachthimmel.
Das Firmament wirkte so, als hätte jemand mit einem gewaltigen Pinsel dunkelgraue Farbe darüber verteilt. Sehr weit, der Begriff unendlich war passend.
Mond und Sterne ließen sich nicht blicken. Große Wolkenberge verdeckten sie wie riesige Schleier. Zwischen ihnen konnte sich selbst der Drachenvogel verbergen, ohne während des Flugs entdeckt zu werden. Bill legte Johnny die Hand auf die Schulter. »Mach dir keine Sorgen, Junge, wir werden es schon schaffen.«
»Kann Nadine mit in den Gasthof?«
»Ja.«
»Das ist gut. Eingesperrt zu sein, ist nichts für sie. Und sie hat ja gewarnt.«
»Du rechnest also damit, daß der Drachenvogel wieder zurückkehrt?«
Johnny deutete auf die Wölfin. »Dad, ich rechne damit, aber auch Nadine, wirklich.«
»Schon gut.« Sie gingen die paar Schritte bis zum Gasthaus.
Greenland lag unter einer Glocke des Schweigens. Nur ihre eigenen Schritte hörten sie, ansonsten war es still.
Es gab natürlich Laternen in Greenland. Nur standen sie sehr weit verteilt und waren nicht mehr als blasse Inseln. Bevor er das Gasthaus betrat, warf er noch einen letzten Blick gegen den Himmel, wo noch immer die Dunkelheit lag, die auch nicht durch einen sich bewegenden Schatten unterbrochen wurde.
Über dem Eingang brannte eine einsame Leuchte. Der äußere Ring bestand aus Eisen. Ein Großteil des Scheins versickerte in der manchmal porösen Hauswand, nur Restlicht verteilte sich über die Gestalt des Reporters, der die Tür aufdrückte.
Es war etwas Besonderes, als sie den Raum betraten, denn keiner der Anwesenden hatte damit gerechnet, daß sie einen »Hund« dieser Größe mitbringen würden.
Einige Gäste erschraken, als sie Nadine sahen, die leicht geduckt stehenblieb und die Anwesenden aus ihren menschlichen – Augen betrachtete. »Keine Sorge«, meldete sich Bill. »Nadine tut niemandem

etwas.«
»Ein prächtiger Hund!« flüsterte die Wirtin.
»Das können Sie wohl sagen.« Bill ließ sie in dem Glauben, daß es ein Hund sei.
Nadine blieb bei Johnny und gesellte sich auch zu Sheila. »Was war denn?« fragte sie.
Bill hob die Schultern. »Ich kann es auch nicht sagen. Johnny meint, daß der Drache noch einmal zurückkehrt.«
»Das stimmt auch, Mum!«
Seine Worte waren gehört worden. Der grauhaarige Ian winkte mit beiden Händen. »Das kann sein, ich habe ihn ja auch gesehen, wie er über Greenland kreiste.«
»Was will er denn hier?« fragte jemand aus dem Hintergrund.
Ian drehte sich zu dem Mann um. »Was er hier will? Das kann ich dir sagen. Er wird kommen und den Ort zerstören wollen. Er ist gefährlich.«
»Wir haben ihm doch nichts getan.«
»Glaubst du denn, daß er darauf Rücksicht nimmt?«
»Nein.«
Bill fand beruhigende Worte. »Wir wollen uns jetzt keine Angst machen. Es kann sein, es braucht nicht zu…«
Da hörten sie Nadines Heulen!
Die Conollys kannten diese Laute. Wenn Nadine so reagierte, war Gefahr im Anzug.
Es gab wohl kaum jemand, der keine Gänsehaut bekommen hätte.
Einer fragte: »Was ist das schon wieder?«
»Es wird gefährlich«, sagte Bill.
»Was wollen Sie tun?« rief die Wirtin.
Bill ging zur Tür. »Warten Sie hier«, sagte er, zog die Tür auf, trat in den dünnen Lichtkreis, schaute zuerst nach links, dann in die andere Richtung – und wurde stumm.
Über der Straße, auch dicht über den Dächern der Häuser, segelte ein breiter Schatten.
Der Flugdrache war da!

***

Nadine und Johnny hatten recht behalten. Der Drache war nicht verschwunden, er hatte sich nur für eine gewisse Zeit versteckt gehalten, um wahrscheinlich Teil zwei seines Planes durchzuführen.
Die Menschen in Greenland hatten Angst, verständlich, auch Bill fühlte sich nicht gerade gut, als er die gewaltigen Dimensionen dieses urwelthaften Vogels so dicht über den Dächern erkannte.
Das Tier bewegte seine Schwingen.
Es sah sehr träge aus, als würden zwei gewaltige Decken auf- und

niederschwappen. Der lange Hals war vorgestreckt, der Schnabel wirkte wie eine gekippte Lanzenspitze.

Auf dem Hals, er wirkte im Verhältnis zum Körper sehr dünn, hockte das Mädchen.

In der Finsternis konnte Bill nicht unterscheiden, welche Farbe die Haare aufwiesen, die Reiterin sah aus wie eine dunkle Gestalt, und sie lenkte den Drachenvogel.

Er schwebte näher…

Noch war er zu weit entfernt, als daß Bill irgendwelche Geräusche vernommen hätte, die Lautlosigkeit aber hörte auf, als er in die Nähe des Reporters gelangte.

Da vernahm Bill das Brausen, das entstand, als die Schwingen die Luft bewegten.

Plötzlich wirbelte Staub von der Fahrbahn hoch. Wolkenartig wehte er näher, und plötzlich wurde der Flugdrache schnell. Ob das Mädchen ihn in eine andere Richtung gelenkt hatte, war für den Reporter nicht mehr festzustellen, seiner Ansicht nach hatte sich der Drache das Ziel ausgesucht.

Das war er!

Mit einem gewaltigen Sprung jagte Bill zurück. Die Tür hatte er nicht geschlossen gehabt. Er tauchte in die Gaststube und knallte die Tür sofort zu.

»Er ist da!«

Seine Worte hatten die angespannte Stille zerrissen. Die Menschen schauten einander an. Sie waren starr geworden, nur die Wölfin bewegte sich im Kreis durch den Raum.

Das Tappen ihrer Pfoten auf den Holzbohlen waren die einzigen Geräusche in der Stille.

Die Conollys erkannten deutlich, wie aufgeregt das Tier war. Es traute sich aber nicht in die Nähe der Tür oder an eines der Fenster zu gehen, um sich dort hochzustemmen.

Ian ergriff das Wort. »Haben Sie erkennen können, wo sich der Drache befindet?«

»Ja. Er flog auf dieses Haus zu.«

Die Wirtin schlug ein Kreuzzeichen. Sie hatte die rechte Hand kaum gesenkt, als ein mächtiger Schlag die Eingangstür erzittern ließ. Sie gehörte noch zu den älteren Türen, bestand aus dickem Holz. Eine moderne Tür wäre längst zersplittert. Sie aber blieb in ihrer Halterung.

»Der will rein!« sagte Johnny.

Wieder hämmerte der Drache von außen dagegen, und abermals hielt die Tür dem Angriff stand.

»Wir sollten fliehen«, sagte jemand.

»Und wohin wollen Sie?« rief Bill. »Glauben Sie denn im Ernst, daß

Sie draußen sicherer sind?«
Der Mann schwieg.
Bill wollte noch etwas sagen, er kam nicht mehr dazu, weil plötzlich eine Fensterscheibe zersplitterte. Alle Anwesenden fuhren herum, starrten auf das Fenster, das keines mehr war, denn ein Regen aus zerplatztem Glas ergoß sich in das Innere der Gaststube und etwas Langes, Gefährliches folgte.
Der Schnabel!
Er sah aus wie eine Lanze, gefährlich, tödlich – bereit, Menschen aufzuspießen.
Niemand sagte mehr etwas. Jeder starrte gegen das Fenster, hinter dem sich der Umriß des unheimlichen Vogels abzeichnete. Ein Stück des Halses war zu erkennen, aber auch die Gestalt, die dort ihren Platz gefunden hatte.
Das Mädchen saß ruhig auf dem mächtigen Schuppenkörper des urwelthaften Tieres. Obwohl beide nicht zusammen paßten, wirkte es nicht wie ein Fremdkörper, sondern wie ein Bild, an das man sich gewöhnen mußte. Es sprach nicht, seine Haare zerwehte der Wind, als wollte er die Kleine von verschiedenen Seiten her kämmen.
Maureen Cooper wartete ab. Es hatte den Anschein, als sollte nur der Vogel etwas unternehmen. Er hatte seinen Schnabel so weit vorgebeugt, daß die Spitze den Boden berührte. Jetzt drehte er ihn im Kreis und schabte dabei über die Bohlen hinweg. Sogar seine Augen waren zu sehen. Sie sahen aus wie eingestanzte Kreise und waren trotzdem schmal, wegen der schräg geschnittenen Augenpartie.
Bei Bill Conolly hatte sich die Spannung gelöst. Er war nicht mehr so leicht zu überraschen, dazu hatten er und seine Familie einfach zu viel hinter sich.
»Bleibt ihr sitzen«, flüsterte er Sheila und Johnny zu. Auch Nadine rührte sich nicht. Sie hockte neben Johnny, ihr Maul stand offen. Die leichten Knurrgeräusche klangen wie ein gedämpftes Donnergrollen.
»Was hast du denn vor?«
Bill warf seiner Frau einen schrägen Blick zu. »Ich möchte mit dem Mädchen reden.«
»Es wird dich nicht begreifen.«
»Abwarten.«
Wohl fühlte sich der Reporter in seiner Haut nicht, als er auf das Fenster zuging, beobachtet von den starren und auch furchtsamen Blicken der anderen Gäste.
Bills Knie hatten eine gewisse Weichheit bekommen. Er riß sich jedoch zusammen, niemand sollte ihm die Furcht anmerken. Ziemlich dicht blieb er vor dem langen Schnabel stehen. Wenn der Drache seinen Hals und damit auch den Schnabel bewegte, war es für ihn ein Leichtes, den Reporter zu erwischen.

Er tat es nicht.

Bill schaute über den Schnabel hinweg und suchte das blasse Gesicht des Mädchens. Soweit er erkennen konnte, hielt sie seinem Blick stand. Die Augen in dem blassen Gesicht bewegten sich nicht.

»Du bist Maureen Cooper?« fragte Bill.

»Ja.« Es war eine gehauchte Antwort, doch sie reichte dem Reporter vorläufig aus.

»Ich sehe, daß du von der Insel stammst, Maureen. Du bist ein typisches Kind dieser Umgebung, und deshalb frage ich mich, warum du das zerstören willst, was zu dir gehört?«

»Weil ich den Ruf vernommen habe.« Diesmal klang ihre Stimme schon lauter.

»Welch einen Ruf?«

»Man hat mich gerufen. Die Vergangenheit, die andere Zeit, die hier einmal gewesen ist, rief mir zu. Ich bin dem Ruf gefolgt und werde auch tun, was man verlangt.«

»An die Menschen denkst du nicht?«

»Doch – schon.«

»Dann darfst du nicht töten. Du hättest uns beinahe getötet.«

»Ich will, daß sie das Land verlassen. Die Küste muß wieder frei sein. Sie muß so werden, wie sie einmal gewesen ist, wie damals, als noch die Drachen herrschten. Das ist meine Aufgabe.«

»Du willst sie vertreiben?«

»Ja, sie sollen hier nicht mehr sein.«

Bill breitete die Arme aus. »Das versteht niemand. Sie haben ein Recht darauf, hier zu leben.«

»Die Rechte der Drachen sind älter. Sie kehrten zurück, sie waren nur vertrieben und haben sich in einem anderen Land befunden, das zwischen den Zeiten liegt.«

»Aibon.«

Maureen störte es nicht, daß Bill Conolly den Namen so gelassen aussprach. Sie nickte nur und wiederholte den Namen des Landes noch einmal. »Ja, Aibon.«

»Du kennst es?«

»Ich habe es in meinen Träumen gesehen. Es ist ein herrlicher Flecken Erde, ein kleines Paradies. Ich mag es sehr, und ich mag auch diejenigen, die dort leben.«

»Unter anderem die Drachen?«

»Genau.«

»Was sollen wir also tun?«

»Verschwinden. Einfach von hier weggehen. Wenn mein Ratschlag nicht befolgt ist, werden noch mehr Freunde von mir kommen und es mit Gewalt versuchen. Es gibt nichts, was uns aufhalten kann. Ich gebe euch diese Nacht noch Zeit und auch die nächste, dann aber

müssen die Dörfer leer sein, versteht ihr? Die alte Zeit wird zurückkehren, und es war eine Zeit, in der es noch keine Menschen gab.«

Sie hatte die Sätze gesagt, und die reichten aus, wie sie fand. Ob sie ihrem Reittier ein Zeichen gegeben hatte, konnte Bill nicht erkennen. Der Drache jedenfalls zog sich zurück.

Vor dem Haus bewegte sich sein kompakter Schatten, er bewegte die Schwingen, deren Enden gegen die Hauswand schlugen und diese zum Erzittern brachten.

Dann stiegen sie hoch.

Bill war bis zum Fenster gelaufen und lehnte sich durch die Öffnung. Es sah beinahe schwerfällig aus, wie das gewaltige Tier es schaffte, in den dunklen Himmel zu steigen. Danach jedoch, beim Fliegen, sah es elegant aus. Langgestreckt, den Strömungen gehorchend und für sich einnehmend.

Die Nacht schluckte das Riesentier, Sekunden später war es nur mehr Erinnerung.

Einige Male atmete der Reporter tief durch, während er in die Dunkelheit schaute. Am Dorfende sah er Bewegungen. Dort schienen Menschen ihre Häuser verlassen zu haben. Hinter einigen Fenstern brannte auch Licht. Möglicherweise waren die Personen durch das Klirren der Scheibe aufgeschreckt worden.

Sehr bedächtig drehte er sich um.

Sheila nickte ihm zu, Johnny starrte ihn an, und Bill lächelte seiner Familie entgegen. Die Wölfin hatte sich beruhigt. Sie lag neben Johnnys Füßen.

Bill ging mit schleppenden Schritten auf die Theke zu und stellte sich zu den anderen Gästen. Niemand saß mehr. Den Menschen war der Schrecken nach wie vor in die Gesichter gezeichnet.

»Sie haben gehört, was das Mädchen verlangte«, sprach Bill in die Stille.

Die Leute nickten.

Die Wirtin sagte: »Unmöglich. Ich kann doch diesen Ort nicht verlassen, wo meine Familie schon seit Generationen lebt, nur weil diese Maureen es will.«

»Das sehe ich auch so«, sagte Bill.

Ralph sah schwarz. »Dann werden wir getötet«, sagte er leise.

»Ich glaube an die Drohung.«

»Ich ebenfalls«, sagte ein dunkelhaariger Mann, auf dessen Gesicht eine Gänsehaut lag.

Die anderen nickten. Ian stimmte ebenfalls zu.

»Sie wollen also gehen?« fragte Bill direkt.

Diesmal gab ihm niemand eine Antwort. Man überlegte, war sich nicht sicher, und Bill war klar, daß er den hier Versammelten

Hoffnung machen mußte.

»Wir haben einen Vorteil«, erklärte er und schaute auf einen Gast, weil der aufgelacht hatte. »Ja, wir haben einen Vorteil«, wiederholte Bill. »Das ist die Zeit. Maureen Cooper gab uns eine Nacht und einen Tag. Diese Spanne können wir nutzen.«

»Das reicht nicht einmal zum Packen!« erklärte Mamie.

»So habe ich das nicht gemeint, Madam. Erinnern Sie sich an das Telefongespräch, das ich führte?«

»Natürlich.«

»Ich habe einen Freund in London angerufen. Er wird auf dem schnellsten Wege hier erscheinen. Der Mann heißt John Sinclair…«

»Ist er eine Wunderwaffe?«

»Lassen Sie mich bitte ausreden, Ian. John Sinclair ist so etwas wie ein Geisterjäger. Ja, der Name paßt. Er beschäftigt sich mit Fällen, die über das normale Maß des Begreifens hinausgehen. Er gehört zu den wenigen Menschen, die das Land Aibon besucht haben, weil es ihm gelungen war, Grenzen zu überwinden. Und er wird sich auch dieser Gefahr stellen. Ich für meinen Teil bin fest davon überzeugt, daß er es auch schaffen kann, den Drachen zu vertreiben.«

»Der muß getötet werden!« sagte die Wirtin.

»Vielleicht auch das. Aber tun Sie mir einen Gefallen und vertrauen Sie John Sinclair.«

Die Gäste schauten sich gegenseitig an. Sie gehörten zu den schweigsamen Menschen, das bewiesen sie auch wieder in diesen Augenblicken. Einige nickten, für sie war die Sache damit erledigt.

»Schön.« Bill lächelte. »Dann hätte ich nur noch eine Bitte. Wenn Sie uns das Zimmer zeigen könnten.«

»Natürlich, kommen Sie.«

Bill holte noch Gepäck aus dem Wagen. Er schaute sich dabei um, konnte den Urweltvogel aber nicht entdecken. Bill hatte in den letzten Minuten über den Namen des Riesenvogels nachgedacht. Ihm war eingefallen, daß dieser Flugdrache Ähnlichkeit mit einem Flugsaurier gehabt hatte, die in der Kreidezeit existiert hatten und an deren Ende ausgestorben waren. Man hatte ihnen den wissenschaftlichen Namen Pterosaurier gegeben. Sie besaßen lederne Flughäute, behaarte Körper und erinnerten an gigantische Fledermäuse.

Mit diesen Wesen hatte Bill schon zu tun gehabt, vor Jahren, als er auf dem Friedhof am Ende der Welt gelandet war. In der tiefsten Antarktis war er auf eine Zeit gestoßen, die Millionen von Jahren zurücklag, sich dort aber durch dämonische Kraft und Magie gehalten hatte.

Bill holte Kosmetiktaschen aus dem Wagen, schloß ihn ab und ging zurück in das Lokal. Man erklärte ihm, daß seine Familie bereits nach oben gegangen war und zeigte ihm auch den Weg.

»Danke.« Bill stieß eine schmale Tür auf, wurde jedoch von Ian noch aufgehalten.

»Eine Frage, Mister.«

»Ja, bitte.«

»Dieser Freund, von dem Sie gesprochen haben. Könnte er uns wirklich hier von der Gefahr befreien?«

»Ja, das hoffe ich.«

»Danke.«

Bill Conolly ließ zweifelnde Menschen zurück, als er über eine schmale Treppe in die erste Etage stieg. Er hörte, daß sich die Wirtin und Sheila miteinander unterhielten und sich Mamie dafür entschuldigte, wie wenig luxuriös die Zimmer waren.

»Das macht nichts. Es ist immer noch besser, als in einem Wagen zu übernachten.«

»Da haben Sie auch wieder recht.«

Bill klopfte an und betrat den Raum, der ziemlich geräumig war.

Als Waschgelegenheit diente ein Becken, über dem ein Wasserkran schwebte.

Das Bett war groß genug, um auch drei Personen fassen zu können. »Du schläfst dann auf der Besucherritze«, sagte Bill zu seinem Sohn.

»Was ist das denn, Dad?«

»Zwischen uns.«

»Ach so.«

»Möchten Sie noch etwas?« fragte die Wirtin.

»Nein danke, oder du, Bill?«

»Auch nicht.«

Die Wirtin ging zur Tür. »Dann schlafen Sie gut«, sagte sie zum Abschied. »Ich werde es wohl nicht können.«

»Das glaube ich Ihnen gern.«

Sie schloß die Tür, und Sheila ließ sich auf die Bettkante nieder.

Als Bill seine Hände um ihre Wangen legte, lachte sie auf. »Urlaub«, sagte sie anschließend. »Wenn wir schon mal Urlaub machen, geht alles in die Hose. Uns klebt das Pech an den Füßen.« Sie blickte hoch in Bills Gesicht. »Glaubst du, daß wir es schaffen werden?«

»Wir müssen, Sheila, wir müssen. Sonst sehe ich nämlich schwärzer als schwarz…«

***

Ich hatte noch in der Nacht am Airport angerufen und mich nach den Flügen erkundigt. Zur Wahl standen zwei Flughäfen, nur war Dublin näher als Cork.

Ich entschied mich für Dublin und buchte ein Ticket für den frühesten Flug nach Irland.

Da Suko, mein Freund und Kollege, der nebenan wohnte, von den

neuen Ereignissen noch nichts mitbekommen hatte, klingelte ich ihn aus dem Bett und weihte ihn ein.

»Willst du allein fliegen?«

»Ja.«

»Okay, viel Glück.«

»Danke, du hörst von mir. Und vergiß nicht, Sir James zu verständigen!«

»Mach' ich.«

Zwei Stunden konnte ich noch schlafen, dann mußte ich raus. Ich stellte den Wecker auf halb vier, legte mich aufs Ohr und schlief tatsächlich ein. Im Laufe der Zeit bekommt man eben gute Nerven.

Ein Taxi brachte mich zum Flughafen. Wir fuhren durch einen kühlen Morgen und durch ein ziemlich leeres London. Der große Verkehr würde erst später beginnen.

Die Maschine war nicht einmal zur Hälfte besetzt, als wir starteten und in die Morgendämmerung hineinflogen. Ich hatte zuvor telefonisch einen Leihwagen bestellt. Der Rover würde in Dublin für mich bereitstehen. Auch während des Fluges nickte ich ein. Die kleine Stewardeß mit den irisch-roten Haaren und den grünen Nixenaugen weckte mich kurz vor der Landung und wünschte einen »Guten Morgen!«

»Ja, danke, den werde ich hoffentlich haben.«

Der Wagen stand bereit. Sein Lack schimmerte in einem dunklen Grün.

Eine Straßenkarte fand ich im Handschuhfach und stellte fest, daß ich auf der E 122 bleiben konnte, die bis tief in den Süden der Insel hineinführte.

Freie Bahn.

Es machte Spaß, einmal aufdrehen zu können. Ich hörte Radio und genoß sogar noch die irische Landschaft sowie deren herrliche Luft, die von Frühlingsdüften durchweht wurde. Durch die offene Seitenscheibe brausten sie in den Leihwagen.

Der Ort, in dem die Conollys auf mich warteten, hieß Greenland.

Er lag südlich der Wicklow Mountains, an deren Ostseite die gut ausgebaute Straße entlangführte.

Manchmal sah ich die graue Nordsee, deren Oberfläche einen grünen Schimmer bekommen hatte. Erste Sonnenstrahlen blitzten auf den Wellen. In der Ferne zogen Schiffe ihre Bahn.

Greenland war so winzig, daß es selbst auf der guten Karte nur einen kleinen Punkt bildete. Natürlich wurde er nicht von der E gestreift, ich mußte abfahren.

Das tat ich nahe der Stadt Gorey. Ich hielt mich von nun ab in Richtung Südosten und näherte mich immer mehr der Küste, wo die Wellen gegen hohe Klippen schlugen und lange Gischtfontänen in die

Höhe schleuderten, die manchmal bis zu den Rändern reichten.

Eine waldreiche Umgebung nahm mich auf. Die Berge waren zurückgeblieben. In der klaren Luft schimmerten sie in der Ferne wie dunkle, erstarrte Wellen.

Zweimal hielt ich an, schaute auf die Karte und stellte fest, daß ich mich nicht verfahren hatte.

Der Mittag war schon vorbei, als ich die Straße erreichte, die geradewegs nach Greenland führte. Ich sah die für diese Insel so typischen Steinmauern, die in erster Linie als Windschutz für die Felder dienten, und entdeckte dann in der klaren Luft einen Kirchturm. Er gehörte zu Greenland.

Eine Minute später rollte ich durch einen verschlafen wirkenden Ort. Die Häuser waren sehr niedrig, manchmal wirkten sie geduckt.

Sie waren zudem aus Steinen errichtet, an deren Außenmauern der Zahn der Zeit Spuren hinterlassen hatte.

Moose, Efeu und Flechtengewächse »schmückten« die Mauern.

Die Straße zeigte nur stückweise so etwas wie eine Teerdecke, ansonsten war sie festgestampft.

Zwischen den Häusern befand sich oft genügend freier Raum, um hindurchschauen zu können.

Ich entdeckte Gärten, Felder, andere Wohn- und Bauernhäuser und sah auch Schafe auf den Weiden.

Ein völlig normaler Ort und trotzdem anders.

Vielleicht lag es auch an den Menschen, die hier lebten. Meine Fahrt wurde beobachtet. Die Männer und Frauen schauten aus den Fenstern, standen auch vor ihren Haustüren, niemand befand sich auf den Feldern. Mir kamen sie vor, als würden sie auf etwas warten. Sicherlich nicht auf meine Ankunft.

Dieses Warten galt wohl mehr dem Ungeheuer, von dem Bill Conolly mir berichtet hatte.

Ich wußte auch, mit welch einem Fahrzeug sie unterwegs waren.

Den Geländewagen entdeckte ich in der Dorfmitte. Er war am linken Straßenrand geparkt worden, nicht weit von einem Gasthaus entfernt, in dem die Conollys auf mich warten wollten.

Vor dem Haus ließ ich den Rover ausrollen. Mit etwas steifen Knochen stieg ich aus, reckte mich, die Tür des Lokals schwang auf, und ein langer Schatten huschte hervor, der mich ansprang, als er mich entdeckte. Es war die Wölfin Nadine, die mich so stürmisch begrüßte. Sie drückte mich zurück, wollte mein Gesicht lecken. Ich lachte, kraulte ihr Fell und sah meinen Freund Bill, der das Gasthaus ebenfalls verlassen hatte. Sein Lächeln wirkte gequält, als wir uns begrüßten und uns gegenseitig auf die Schultern schlugen.

»John, ich freue mich.«

»Ich auch.«

Bill verzog den Mund. »Hoffentlich haben wir auch weiterhin Grund zur Freude.« Er deutete auf das zerstörte Fenster. »Weißt du, was das ist?«

»Klar, ein Fenster ohne Scheibe.«

»Richtig. Das Glas wurde vom Schnabelhieb des Flugdrachen zertrümmert.«

»Vor oder nach deinem Anruf?«

»Nachher.«

»Dann hat das Tier den Ort angegriffen?«

Bill wiegte den Kopf. »Fast, kann man sagen. Vielleicht sollte es eine Attacke sein, obwohl es mir eher wie eine Warnung vorkam. Außerdem gibt es zwischen dem Flugdrachen und dem Mädchen namens Maureen Cooper eine Verbindung zu Aibon.«

»Tatsächlich?«

»Du kannst dich darauf verlassen. Aber jetzt komm erst mal rein. Du wirst Hunger haben.«

»Es geht.« Ich zog den Kopf ein, als ich die alte Gaststube betrat.

Sie wirkte robust, gemütlich und gleichzeitig bieder. Die Wirtin begrüßte mich etwas scheu, ihr Lächeln wirkte gekünstelt. »Und Sie wollen tatsächlich den Drachen stoppen, Mister?«

»Ich versuche es.«

Die Frau bekam eine Gänsehaut. »Da haben Sie sich aber eine Menge vorgenommen.«

»Mal sehen.« Ich wandte mich an Bill. »Wo sind Sheila und Johnny?«

»Oben in unserem Zimmer. Sie werden sicherlich gleich kommen.«

»Okay, einen Schluck Mineralwasser könnte ich trotzdem vertragen.«

Die Wirtin brachte zwei Flaschen, weil Bill auch etwas trinken wollte. An einem runden Tisch ließ ich mich nieder und nickte meinem Freund zu. »Jetzt erzähl mal, Alter.«

»Da gibt es eigentlich nicht viel zu sagen. Der Drache ist noch einmal erschienen.« Er gab mir einen Bericht darüber ab, wie er aufgetaucht war und was das Mädchen gesagt hatte.

Ich schaute dem Rauch der Zigarre nach. »Die Drachen sollen also wieder die Herrschaft übernehmen.«

»So ist es.«

»Würdest du diesen Vogel denn als Drachen bezeichnen?«

»Nein, als einen Flugsaurier, den man bei gutem Willen zur Familie der Drachen zählen kann.«

»Und er gehorcht dieser Maureen?«

»Anscheinend.«

»Dann muß sie in einer gewissen Beziehung zu dem Tier stehen. Oder meinst du nicht?«

»Davon gehe ich ebenfalls aus.« Bill räusperte sich. »Außerdem darfst du Aibon nicht vergessen.«

»Ja, stimmt auch.« Ich goß noch einmal nach. »Die Kleine hat diesem Ort eine Galgenfrist gesetzt. Wir sollten sie nutzen, Bill.«

»Ich weiß, du willst zu ihr.«

»Genau.« Ich stand auf. »Aber zuvor werde ich deine Frau und mein Patenkind begrüßen.«

»Tu das.«

Auf dem Weg nach oben schüttelte ich den Kopf. Drachen, dachte ich, wo gibt es denn so etwas – eigentlich nur in Märchen. Aber oft genug sind Märchen schon wahr geworden. Gerade ich konnte ein Lied davon singen…

***

Es war eigentlich gewesen wie immer. Sie war zurückgekehrt, in das Haus getreten, hatte ihren Großvater schlafend vorgefunden und war leise in ihr Zimmer gegangen, wo sie sich ins Bett legte und erst durch die Strahlen der Sonne geweckt wurde, die einen matten Glanz auf die wogende Oberfläche gelegt hatten und auch die Drachenküste mit ihrem Schein vergoldeten.

Maureen Cooper stand auf und trat ans Fenster. Sie warf jeden Morgen einen Blick über das Meer, um es zu begrüßen, wie sie sagte. Die Luft war frisch, noch herrlich kühl, Dunstschleier wogten in der Ferne, waren aber dabei, sich aufzulösen.

Maureen wusch sich, zog sich an und wählte abermals das grüne Kleid. Es war ihr schönstes Kleidungsstück, es paßte zu ihr, und sie wollte schön aussehen, wenn der Drache kam.

Dann ging sie die Treppe hinunter. Maureen wußte, daß ihr Großvater längst auf den Beinen war. Normalerweise arbeitete er um diese Zeit in seiner Werkstatt oder im Freien, doch diesmal hörte das Mädchen die hellen Hammerschläge nicht.

Ernest Cooper saß in der Küche an dem klobigen Tisch und schaute ihr mit ernster Miene entgegen.

»Guten Morgen, Ernest!« sagte Maureen.

»Morgen, mein Kind.«

Sie reckte sich und holte Kaffee, der in der Kanne schwappte. Ernest Cooper hatte sie über dem Feuer heiß gestellt.

»Was möchtest du essen?«

»Nichts, Ernest.«

»Du sagst heute nicht Großvater?«

»Hattest du mir nicht angeboten, dich auch beim Vornamen nennen zu dürfen.«

»Das stimmt.«

»Na also.« Maureen setzte sich. Über den Tisch hinweg schauten die beiden einander an.

Ernest Cooper nickte nachdenklich. »Kind«, sagte er, »du bereitest

mir Sorgen.«

Sie staunte ihn an. »Ich? Weshalb?«

»Es gibt Dinge, die sollte man ruhen lassen. Tu dir selbst einen Gefallen und rüttle nicht daran.«

»Aber was habe ich denn so Schlimmes gemacht? Ich bin dem Ruf gefolgt. Du wußtest doch, daß er mich erreicht, denn ich habe damals das Drachenei gefunden.«

»Leider.«

»Nein, Großvater, nicht leider. Ich habe mich sehr darüber gefreut. Ich habe meine Erfüllung gehabt.«

Die Hände des älteren Mannes ruhten auf der Tischplatte. Es waren Hände, die von einem arbeitsreichen Leben zeugten. Sie waren schwielig und trotzdem die eines Künstlers, was er tagtäglich beweisen mußte, wenn er seiner Arbeit nachging.

»Meine Sorgen werden größer.«

Maureen beugte sich vor. »Was redest du da, Großvater? Sorgen brauchst du dir nicht zu machen. Ich komme wunderbar zurecht, glaub mir. Es ist einfach herrlich, wenn ich…«

»Ja, schon…« Der alte Mann wiegte den Kopf. »Ich sehe es nur anders. Du hast das Drachenei gefunden, du hast die Höhle entdeckt. Man hat es ausgestoßen, man wollte das Ei nicht haben. Selbst in einem Land wie Aibon nicht.«

»Ich legte es an die Sonne. Durch die Wärme platzte die Schale, und mein Freund entstand.«

»Dein Freund?«

»Ja, Ernest, er ist mein Freund. Ich reite auf ihm, fliege mit ihm durch die Lüfte. Es ist einfach ein herrliches Gefühl, von ihm geliebt zu werden. Wenn ich auf ihm sitze, dann spüre ich seine Zuneigung. Er bringt sie mir entgegen, es ist wie ein Strom. Ich kenne seine Gedanken…«

»Böse Gedanken.«

»Nein, Großvater. Wie kommst du darauf?«

»Wo bist du in der Nacht gewesen, Kind?«

»In Greenland.«

»Mit ihm?«

»Ja.«

»Was hast du dort getan? Welche Botschaft hast du den Menschen in Greenland überbracht?«

»Ich habe ihnen erklärt, daß sie dort nicht mehr bleiben können. Daß diese Küste wieder das werden muß, was sie vor langer, langer Zeit einmal gewesen ist.«

»Man kann sie den Menschen nicht wegnehmen.«

Maureen nickte. »Doch, man kann. Man muß sogar.«

»Nein, Kind. Ich werde dir immer widersprechen. Die Menschen

haben dieses Gebiet bewohnt, sie haben es kultiviert, sie haben ein Recht darauf, zu bleiben.«

»Die Drachen besitzen die älteren Rechte, Großvater.«

Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Wie kannst du nur so reden, Kind? Ich kenne dich nicht mehr wieder.«

Maureen hob die Schultern. »Als ich das Ei des Drachen fand, hat sich etwas verändert. Ich kam mir vor wie eine Befreierin. Ich erlebte Dinge, die ich sonst nie erlebt hätte. Ich hörte Stimmen, ich sah in ein anderes Land. In der Nacht, wo andere Menschen tief und fest schliefen, öffnete sich mein Blickwinkel. Ich konnte hineinschauen in wunderbare Welten. Ich sah in die Vergangenheit und wurde dar über aufgeklärt, daß wir Menschen vieles falschgemacht haben.«

»Das gehört zum Menschsein. Wir sind nicht perfekt, Maureen, glaube das nur nicht.«

Die Augen des Mädchens hatten einen träumerischen Ausdruck bekommen. »Du kannst sagen, was du willst, Großvater, ich habe meine Bestimmung jedenfalls gefunden. Mein Leben wird von nun an in anderen Bahnen verlaufen. In der letzten Nacht habe ich damit begonnen, und ich werde diese Dinge auch fortsetzen.«

»Was willst du tun?«

»Mein Versprechen einlösen!«

Der Blick des alten Mannes nahm einen fragenden und auch starren Ausdruck an. »Wie lautet dein Versprechen, Kind?«

»Ich habe den Menschen in Greenland gesagt, daß sie den Ort verlassen müssen. Tun sie es nicht, werde ich zurückkommen und sie vertreiben. Das ist alles.«

»Nein, das kannst du nicht. Du versündigst dich…«

»Ich bleibe bei meinem Plan, Großvater. Niemand wird mich davon abbringen, auch du nicht. Ich habe meine Bestimmung erhalten, ich werde nicht aufgeben.«

Ernest Cooper lehnte sich zurück und atmete tief durch. Er schaute gegen die Zimmerdecke, die im Laufe der Zeit nachgedunkelt war. Er kannte den Dickkopf seiner Enkelin. Schon als Kind hatte sie ihn gehabt. Da aber hatten sie sich noch verständigen können, das würde jetzt nicht mehr klappen. Sie war eine junge Erwachsene geworden, dem Gesetz nach volljährig, sie hatte ihren eigenen Kopf, und sie würde sich von keinem Menschen aufhalten lassen.

»Kann ich dich nicht umstimmen, Maureen?«

»Nein!«

Er atmete schwer aus. Als er seine Hände aufeinanderlegte, zitterten sie.

»Du weißt aber, daß ich auf der Seite der Menschen stehe, Maureen.«

Sie schwieg, ließ sich Zeit mit ihrer Erwiderung, weil sie wußte, daß sie von großer Bedeutung sein würde. »Heißt das, daß du dann nicht

auf der meinigen stehst?«
»So sehe ich es.«
»Das finde ich nicht gut, Großvater. Es wäre möglicherweise ein großer Fehler.«
»Aber ich bin ein Mensch und kein Drache.«
»Das bin ich auch nicht.«
»Dennoch hältst du zu ihnen?«
»Ja und nein. Ich halte zu dem, was hier einmal war und wieder sein soll. Es war eine Bestimmung, daß ich das Drachenei aus der Höhle holte und es in die Sonne legte, damit deren Kraft es ausbrütet. Verstehst du das?«
»Ja, sehr gut. Nur meine ich, daß die Sonne nicht nur für die Drachen scheint. Sie ist auch für uns Menschen da. Sie schickt ihre wärmenden Strahlen auf alle Lebewesen, egal, ob sie nun zu den Menschen, den Tieren oder den Pflanzen zählen. Das solltest du wirklich beherzigen, Maureen.«
»Ich bleibe bei meinem Entschluß, denn du, Großvater, wirst auch nicht ewig leben. Du wirst vor mir sterben, bestimmt sogar, dann bin ich allein. Aber ich will nicht allein sein, verstehst du? Ich will meine neue, alte Welt um mich herum wissen. Ein Stück vom Paradies.«
Der alte Mann stöhnte auf. »Weshalb, Kind, kannst du nicht normal sein? Weshalb nicht?«
Maureen schaute in das zerfurchte Gesicht. Die Haut war von der Sonne gebräunt, von Wind und Wetter gegerbt, und das schlohweiße Haar stach deutlich ab. Die Augen jedoch blickten noch klar und zeigten eine fast jugendliche Frische.
»Ich bin normal, Großvater. Ich bin es, auch wenn du es anders siehst. Ich habe meine Welt und meine Erfüllung gefunden. Es wird für mich wunderbar werden.«
Er gab keine Antwort mehr und stand auf.
»Wo willst du hin?«
»Ich habe zu arbeiten.«
»Möchtest du mich nicht unterstützen?«
»Nein, das hatte und habe ich auch nicht vor. Geh deinen Weg, ich werde den meinen gehen.«
»Und wohin führt er?«
Ernest Cooper hob die Schultern. »Wer weiß, welche Linien uns das Schicksal noch aufzeichnet? Wer weiß…?«
Mit diesen Worten verließ er das Haus. Maureen aber blieb am Tisch sitzen. Sie schaute auf den Platz, auf dem zuvor ihr Großvater gesessen hatte, und sie glaubte, ihn noch immer zu sehen.
»Nein«, flüsterte sie. »Nein und abermals nein. Es geht einfach nicht. Ich werde es nicht zulassen können, daß du mich verrätst. Du bist schrecklich, du bist zu sehr Mensch, aber ich lebe in einer anderen

Welt. Ich kann es nicht zulassen.« Sie schüttelte den Kopf und preßte danach die Hände gegen ihre Wangen. Dabei lauschte sie nach draußen. – Es war und blieb still. Großvater schien nicht zu arbeiten.

War er vielleicht nicht in seine Werkstatt gegangen? Hatte er sie belogen?

Maureen stemmte sich hoch. In ihre Augen war ein ungewöhnlicher Ausdruck getreten, ein Glanz, den man mit dem Begriff Willen und Härte umschreiben konnte.

Sie würde sich von keinem Menschen von ihrem einmal eingeschlagenen Weg abbringen lassen, auch von ihrem Großvater nicht.

Sie trat vor das Haus.

Der Blick zum Meer war frei. Am Strand rollten die Wellen wie breite Teppiche aus. Gierig leckten Wasserstreifen über den Sand, feuchteten ihn an, zogen sich wieder zurück.

Die Sonne stand schon hoch. Ihre Strahlen tupften gegen die lange Dünung und ließen sie gläsern erscheinen. Gischtflocken wirbelten wie Schnee durch die Luft. Die Felsen hatten einen grauen, dunklen Glanz bekommen, als wollten sie das Licht der Sonne widerspiegeln.

Weiter im Norden wuchsen sie höher, da bildeten sie eine Festung, gegen die selbst das Meer nicht ankam.

Ihr Großvater befand sich nicht in seiner Werkstatt und auch nicht am Strand.

Wo konnte er stecken?

Maureen wußte es nicht. Sicherheitshalber betrat sie die Werkstatt. Es roch nach Steinen, nach Staub, nach Schweiß und Arbeit.

Rohe, unbearbeitete Steine warteten darauf, von geschickten Händen geformt zu werden. Auf einer Werkbank lag das Werkzeug: Meißel, Hämmer und sichelartige Gegenstände.

Ihn selbst sah sie nicht.

Unter ihren Füßen knirschte der Dreck, als sie die Runde machte.

Sie passierte das kleine Fenster. Auf der Bank stand der Tabaksbeutel neben dem Pfeifenständer, in dem die drei Lieblingspfeifen ihres Großvaters ihren Platz gefunden hatten.

Maureen stieß mit der Fußspitze gegen eine nicht verschlossene, bis zur Hälfte gefüllte Flasche mit Mineralwasser. Die Flasche kippte um, das Wasser ergoß sich über den Boden und bildete zusammen mit dem Staub einen breiigen Schmierfilm.

Sie ging weiter. Und zwar dorthin, wo sich der alte Schrank als kompakte Masse von der Wand abhob.

Da fand sie ihn.

Ihr Großvater lag auf dem Rücken, direkt vor dem Schrank und parallel zu ihm.

Seinem Leben hatte er selbst ein Ende gesetzt!

***

Zuerst war Maureen entsetzt, denn sie sah auch das dunkle Rinnsal auf dem Boden – Blut…

Sie stand da, hatte eine Hand gegen den Mund gepreßt und atmete durch die Nase. Der Blick ihrer Augen flackerte, ihr kam plötzlich zu Bewußtsein, daß sie jetzt ganz allein auf der Welt stand. Niemand würde ihr mehr Ratschläge geben, sie beschützen, sie führen, das war alles vorbei.

Der Großvater lebte nicht mehr…

Schockartig hatte sie der Anblick des starren, leblosen Körpers getroffen, nur hielt dieser Schock nicht sehr lange an. Maureen weinte nicht einmal. Sie stand da, starrte auf den Toten, wußte, daß sie allein war. Gleichzeitig allerdings begann es in ihrem Hirn zu »klingeln«.

War sie denn wirklich so allein? Hatte sie nicht Freunde, die ihr zur Seite standen?

Mächte einer anderen Welt, Zeugen der Vergangenheit, denn der Geist der Drachen lebte weiter. Sie hatte es geschafft, ihn zu wecken.

Sie bezeichnete sich als Erbin der Drachen. Ihr Großvater wollte nicht mitspielen. Er hatte es gehaßt, die alten Zeiten wieder zurückkehren zu lassen.

Jetzt mußte sie das Zepter selbst in die Hand nehmen. Und sie dachte daran, was sie möglicherweise getan hätte, wäre es zu einem harten Streit mit ihm gekommen.

Es waren schlimme Gedanken, die sie rasch verdrängte. Trotz allem war sie nicht unglücklich, allein zu sein.

Niemand außer ihr wußte bisher von dem Tod des alten Mannes.

Und so sollte es auch bleiben. Wer hier an der Küste lebte, der war ein Freund des Meeres, in guten wie auch in schlechten Zeiten. Das Meer gab, das Meer nahm, jetzt würde es nehmen, und zwar die Leiche ihres Großvaters. Maureen war fest entschlossen, sie dem ewigen Kreislauf der Wellen zu übergeben. Ihre Eltern waren im Meer umgekommen, ihrem Großvater würde es ähnlich ergehen.

Da wurde sie gestört!

Im Laufe der Zeit hatte Maureen ein ausgezeichnetes Gehör entwickelt. Das Rauschen des Wassers nahm sie schon nicht mehr war, aber andere, fremde Geräusche hörte sie sehr wohl.

So konnte sie auch die Laute eines heranfahrenden Wagens unterscheiden.

Noch war er weit entfernt. Sie wußte auch nicht, wer ihnen einen Besuch abstatten würde, aber dieser Besucher sollte sie auf keinen Fall sehen. Durch eine Hintertür verließ sie die Werkstatt, um einen bestimmten Beobachtungsposten einzunehmen, von dem sie aus alles überblicken, aber selbst nicht gesehen werden konnte…

***

Bill und ich hatten den Geländewagen genommen und uns den Weg zu den Coopers beschreiben lassen.

Mein Freund hockte hinter dem Lenkrad. Unterwegs hatte er mir einige Male zugegrinst. »Es tut gut, John, mit dir mal wieder richtig loszulegen.«

Ich winkte ab. »Der letzte Ärger hat mir gereicht.«

»Du warst in Zagreb, nicht?«

»Auch.«

»Und?«

Ich hob die Schultern. »Wir haben einen Reinfall erlebt, der sich gewaschen hat. Dieser Dekan Diavolo ist verschwunden. Wir konnten nichts machen. Und seine Diener haben das Weite gesucht. Ich bin allerdings fest davon überzeugt, daß wir noch einiges von ihnen hören werden, darauf kannst du Gift nehmen.«

»Lieber nicht«, erwiderte Bill grinsend. »Gift gibt bei mir immer einen so bitteren Nachgeschmack.«

Ich kam wieder auf das Thema zu sprechen. »Was hältst du eigentlich von dieser Maureen?«

»Tut mir leid, John, ich habe von ihr persönlich nicht viel gesehen. Wir haben uns zwar unterhalten…«

»Und?«

»Ich muß dir ehrlich sagen, daß die Kleine genau weiß, was sie will. Die geht mit dem Kopf durch die Wand.«

»Auch über Leichen?« fragte ich.

»Sicher.«

Er hatte die Antwort mit einem so großen Ernst gegeben, daß ich erschrak. Da ich mir jedoch ein eigenes Urteil bilden wollte, ließ ich die Fragerei vorerst bleiben, schaute raus und besah mir die Landschaft.

Sie hatte etwas Typisches an sich. Die hohen Felsen, der grüne Bewuchs, die mächtigen Bäume mit den vom Wind aufgewühlten Kronen und auch die schmalen Wege, über die wir fuhren, gehörten dazu. Ein wunderschönes Land, zu dem noch das Meer kam, dessen Wellen im ewigen Rhythmus an den Strand rollten.

Wir befanden uns noch ziemlich hoch. Im Ort hatte man uns erklärt, daß die Coopers in einer kleinen Bucht lebten.

Irgendwann würde die Strecke auch zum Wasser hinabführen.

Schon bald verließen wir den lichten Wald, fühlten uns freier. Der gewaltige Himmel leuchtete in vornehmem Graublau.

Auch der schmale Feldweg senkte sich dem Meer entgegen. Bogenartig führte er auf die kleine Bucht zu, wo wir zwei Steinhäuser erkannten, die dicht nebeneinander standen.

»Da wohnen sie«, sagte Bill.

Ich schielte ebenfalls nach unten. Die beiden Häuser sowie die gesamte Bucht machten nicht nur einen malerischen, auch einen verlassenen Eindruck. Als hätte dort mal jemand gewohnt und wäre dann weggezogen, ohne etwas mitzunehmen.

»Hast du was?« fragte Bill, der sich wohl an meinem Gesichtsausdruck störte.

»Ich weiß nicht, aber mir gefällt das nicht.«

»Was?«

»Alles.«

»Du suchst das Mädchen, nicht?«

»So ist es.«

»Vielleicht ist die Kleine geflüchtet.«

»Und wohin?« fragte ich.

»Zu den Drachen.«

Ich mußte lachen-. »Schau dir mal die Gegend an, Bill. Ist das eine Landschaft für Drachen?«

»Ich würde meinen – ja.«

Bill hatte so überzeugend gesprochen, daß auch ich nachdenklich wurde. Unser Blickfeld besserte sich. Wir konnten sehr gut in die Bucht hineinschauen, sahen auch das Wasser und die ausrollenden Wellen, wie sie über den Sand leckten oder sich regelrecht gegen die Felsen warfen, die aus dem Wasser schauten.

Manche sahen aus wie Köpfe, andere besaßen eckige Formen, bis ich eine Formation entdeckte, die mir ungewöhnlich vorkam.

»Halt doch mal an, Bill!«

Er stoppte, ohne nachzufragen. Um noch besser sehen zu können, stieg ich aus, gefolgt von Bill. Nebeneinander blieben wir am Rand des klippenartigen Hangs stehen.

»Weißt du nun, was ich gemeint habe, John?«

»In der Tat. Dir sind die Felsen aufgefallen.«

Mein Freund nickte zweimal. »Sie haben für meinen Geschmack die Form eines Drachenrückens oder eines Drachenskeletts. Als wäre hier ein Fabelwesen gestorben und versteinert.«

Wir dachten beide über die Worte nach und ließen uns dabei vom linden Frühlingswind streicheln, der den Geruch von salzigem Meerwasser mitbrachte.

Ich wechselte meine Blickrichtung und schaute wieder auf die beiden hüttenartigen Strandhäuser. Noch immer zeigte sich dort keine Bewegung. Nur das Brausen der fernen Brandung an den hohen, nordwärts gelegenen Klippen drang an unsere Ohren.

»Deine kleine Freundin wird sich gehütet haben, nach Hause zurückzukehren«, sagte ich zu Bill. »Sie muß davon ausgehen, daß man ihr auf die Schliche kommt.«

»Ich weiß es auch nicht. Du willst aber trotzdem hinunter und dir die

Buden ansehen.«

»Und wie. Komm!«

Bill fuhr auch den Rest der Strecke.

Der Pfad wurde breiter und weicher. Manchmal hatte man den Eindruck, auf dem Sand zu schwimmen.

In der Bucht lief er aus. Sie bildete von den Maßen her einen Halbmond, den jemand auf den Rücken gelegt hatte. Sand und Steine vermengten sich, das Wasser leckte gegen die Grenze, der Wind spielte mit dem harten Gras, das zwischen den Felsen wuchs.

Ich drückte die Tür sehr leise ins Schloß und machte die ersten Schritte auf die Hütte zu. An ihr konnte ich auch vorbeischauen und das ungewöhnliche Steingerippe beobachten.

Es gibt manchmal eine Stille, die mir zwar nicht unheimlich ist, mir aber nicht paßt.

So war es auch hier. Sie gefiel mir einfach nicht, kam mir lauernd vor, irgendwie hatte ich auch den Eindruck, aus einem Versteck heraus beobachtet zu werden.

»Und?« fragte Bill.

»Kein gutes Gefühl.«

Er mußte lachen. »Mir ergeht es auch so. Vielleicht hat man uns erwartet.«

Ich dachte ähnlich, als ich die offenstehende Tür sah. Sie lud zum Eintreten ein. Ich klopfte trotzdem, bekam keine Antwort und rief nach den Bewohnern.

Es blieb still.

Bill hatte da weniger Hemmungen als ich. Er drückte die Tür ganz auf. »Sieh dir das an, John, die Küche sieht aus, als wäre sie erst vor kurzem verlassen worden. Alles steht auf seinem Platz, sogar eine Kaffeetasse ist nicht abgeräumt worden. Eine Flucht scheint mir hier nicht stattgefunden zu haben, davon bin ich überzeugt.«

Wir durchsuchten auch die obere Etage des Hauses und fanden sie ebenfalls leer.

»Daß Maureen verschwunden ist, kann ich ja verstehen«, sagte Bill, »aber was ist mit ihrem Großvater?«

Ich hob die Schultern. »Die haben sich gemeinsam auf die Socken gemacht. Oder glaubst du nicht, daß sie unter einer Decke stecken?«

»Doch – klar.« Bill setzte ein nachdenkliches Gesicht auf. »Nur sieht mir das hier auf keinen Fall nach einer Flucht aus. Ich habe das Gefühl, sie kommen jeden Augenblick wieder.«

»Willst du auf sie warten?«

Bill schaute mich schief an. »Hast du einen besseren Vorschlag?«

»Wenn ich ehrlich sein soll – nein. Aber ich möchte mir das zweite Haus noch ansehen.«

»Die Werkstatt, meinst du?«

»Ist sie das?«

»Ja, der alte Cooper ist Bildhauer, Steinmetz, bildender Künstler und ziemlich bekannt, wie man mir versicherte. Er bearbeitet die Steine, die ihm die Natur gibt.«

»Dann komm, ich habe vorhin gesehen, daß die Tür nicht verschlossen war.«

Wir gingen vorsichtig die schmale Treppe hinunter, dann wieder ins Freie und drehten uns nach links. Bis zur Werkstatt waren es nur ein paar Schritte.

Kaum hatten wir den kleinen Bau betreten, als Bill hustete. In der Luft lag der Steinstaub.

Gemeinsam schauten wir uns in der Werkstatt um, in der es nach Arbeit aussah.

Wir entdeckten das typische Werkzeug der Bildhauer, auch Steine, die sich noch im Rohzustand befanden. Eine lange Werkbank sahen wir. Und im Hintergrund einen alten Schrank, in dem ebenfalls Werkzeug lag. Vor dem Schrank, parallel zu ihm, war ein langer Schatten. Ein Schatten von einem Menschen.

Gleichzeitig erreichten wir ihn, knieten uns nieder und brauchten keine Ärzte zu sein, um festzustellen, daß diesem Mann nicht mehr zu helfen war. Er war tot.

Weder Bill noch ich hatten Ernest Cooper je gesehen. Für uns gab es keinen Zweifel, daß es sich bei der weißhaarigen Gestalt um Maureens Großvater handelte.

»Verdammt auch!« flüsterte der Reporter, »damit habe ich nicht gerechnet, niemals.«

Ich auch, dachte ich und holte tief Luft, bevor ich mir die Leiche näher anschaute.

»Wer kann den Mann umgebracht haben?« flüsterte Bill und fügte hinzu: »John, mir kommt da ein schrecklicher Gedanke…«

Er kniete rechts von mir. Ich drehte den Kopf und schaute ihn an.

»Glaubst du an Maureen?«

Er lachte kratzig. »Ich will es selbst nicht wahrhaben, aber ich kann mir vorstellen…«

»Warte erst mal ab.«

So gut es ging, untersuchte ich den Toten. Er lag auf der Seite und dabei auch auf seiner rechten Hand. In der Höhe schaute etwas unter dem Körper hervor.

Es war ein langer, spitzer Gegenstand. Eigentlich blank, am unteren Ende jedoch fleckig. Ich zerrte die Hand hervor und sah, daß die Finger einen Gegenstand umklammert hielten, dessen Spitze aussah wie ein langes Messer.

»Das kann auch Selbstmord gewesen sein, Bill.« Ich deutete auf die Brustwunde.

Mein Freund nickte. Er sah etwas käsig aus. »Wer sich auf diese Art und Weise umbringt, der muß nicht nur keinen Ausweg mehr gewußt haben, er hat es sich auch zusätzlich noch schwer gemacht.«

»Das meine ich auch.«

»Was machen wir mit ihm?«

»Wir können den Toten nicht hier liegenlassen. Was immer hier auch geschehen sein mag, eines ist sicher. Maureen hat damit zu tun, und nicht zu knapp.«

»Was schlägst du vor?«

»Hol den Wagen, wir schaffen die Leiche hinein und suchen anschließend die Umgebung ab. Vielleicht finden wir eine Spur des Mädchens.«

»Okay.« Bill stemmte sich hoch und verließ die Werkstatt, in der ich mich noch umschaute und vor allen Dingen Spuren suchte, die wichtig für mich werden konnten.

Fußspuren gab es genügend. Von Maureen und ihrem Großvater, aber auch von uns. Zudem sahen sie frisch aus. Auch das Mädchen hatte bereits an diesem Tag die Werkstatt des Großvaters betreten.

Bill kam zurück.

Er war noch draußen, als ich ihn ärgerlich fluchen hörte. Auch lief er ziemlich schnell.

Ich erwartete ihn vor der Tür und sah die Blässe in seinem Gesicht. »Ist was passiert?«

»Das kannst du wohl sagen. Wir können die Leiche nicht abtransportieren, wir können nur zu Fuß weg. Jemand hat an unserem Wagen die Reifen zerstochen…«

***

Daß es kein Witz war, sah ich in Bills Gesicht. Mit diesen Dingen scherzte man nicht.

»Alle vier?« fragte ich noch.

»Sicher.«

»Da will jemand, daß wir in der Nähe bleiben, schätze ich.«

»Maureen?«

»Wer sonst?«

Bill schaute gegen das Wasser. »Damit hat sie eine Stufe ihres Ziels erreicht. Greenland ist wehrlos, wir stecken hier fest…«

»Wir können auch zu Fuß gehen.«

»Vielleicht will sie gerade das.«

»Verstehe ich nicht.«

Bill räusperte sich. »Nun ja, zu zweit sind wir stärker. Möglicherweise rechnet sie damit, daß einer von uns zurück in den Ort läuft. Dann hat sie es jeweils mit einem Gegner zu tun, wenn sie angreift. Begreifst du das?«

»Natürlich, aber ich kann mich mit dem Vorschlag nicht so recht anfreunden.«
»Du willst also bleiben?«
»Ja. Ich habe das Gefühl, Bill, daß Maureen oder wer auch immer sich als Reifenstecher betätigt hat, möchte, daß wir in der Nähe sind.« Ich schlug mit dem rechten Arm einen Halbkreis. »Das hier ist ihre Welt. Hier fühlt sie sich sicher, hier lebt sie auf, das ist genau ihr Gebiet. Hier ist sie stark!« fügte ich noch hinzu.
Bill dachte über meine Worte nach und nickte. »Ja, da könntest du recht haben.«
»Wenn du willst, kannst du zurückgehen.«
»Ich überlege noch. Da sind Sheila und Johnny…«
»Auch Nadine.«
»Ich weiß nicht, ob sie gegen den Flugdrachen ankommt. Dieser Saurier ist mir bei seinem Angriff vorgekommen, als hätte er versucht, die Wölfin zu töten.«
»Weshalb?«
»Das darfst du mich nicht fragen. Vielleicht hat er als Tier gespürt, daß dieses andere Tier eben auch anders ist.«
»Das wäre in der Tat eine Möglichkeit«, gab ich zu und ging einige Schritte zur Seite.
Ich schaute auf das Wasser, sah auch diese eigenartig gekrümmte Felsformation und traute meinen Augen nicht.
Genau in der Mitte und praktisch an der höchsten Stelle stand eine Gestalt, deren rote Haare wie eine kurze Fahne im Wind flatterten.
Es war Maureen Cooper!

***

Bill hatte sie noch nicht gesehen. Erst als er mein Zischen hörte, wurde er aufmerksam.
»Da, sieh mal!«
Er schaute hin. Seine Gesichtszüge erstarrten, nur mehr die Lippen bewegten sich zuckend. »John, das ist sie. Verdammt, das ist Maureen, wie sie leibt und lebt.«
»Meine ich auch.«
Er wischte über seine Stirn. »Ich werde noch verrückt hier. Die Kleine scheint uns auf den Arm nehmen zu wollen. Da, schau, sie winkt uns sogar zu.«
Bill hatte recht. Mit der linken Hand hielt das Mädchen seine wehenden Haare fest, mit dem rechten Arm winkte sie uns zu.
»Wenn mich nicht alles täuscht, sollte man das als Aufforderung verstehen. Laß uns mal näher herangehen.«
»Das meine ich auch, John!«
Maureen bewegte sich nicht, als wir den Weg zum Wasser

einschlugen. Je mehr wir uns den auslaufenden Wellen näherten, um so sandiger wurde der Boden.

Ich suchte unwillkürlich nach Spuren, die der Flugsaurier hinterlassen haben konnte, entdeckte aber nichts, was auf ihn hingedeutet hätte. Nur unsere Abdrücke waren zu erkennen.

Der Wind wehte vom Meer her in die Bucht. Um den seltsam geformten Felskörper zu erreichen, mußten wir durch das Wasser, bekamen aber keine nassen Füße, denn wir konnten über Felsköpfe hinwegsteigen.

Soweit kam es nicht.

Kaum hatten wir die auslaufenden Wellen erreicht, als sich Maureen in Bewegung setzte, sich zunächst drehte, uns den Rücken zuwandte und auf dem steinigen Rücken des Skeletts weiterlief.

»He!« rief ich ihr nach. »Bleib stehen, Mädchen! Wir haben mit dir zu reden.«

Ob ihr Lachen eine Täuschung war, wußten wir nicht.

Am Ende des Steinskeletts, allerdings noch ziemlich hoch, blieb Maureen stehen.

Wir hatten beide das Gefühl, von diesem Mädchen nicht ernst genommen zu werden. Maureen kümmerte sich nicht um uns. Sie schaute nicht auf uns, sondern in die entgegengesetzte Richtung und streckte die Arme aus, als wollte sie den Wind einfangen.

»Die holen wir uns!« sagte Bill.

Er wollte schon starten, spürte aber meine Hand auf der Schulter, als ich ihn zurückzog.

»Was ist denn?«

»Schau mal nach vorn!«

Er blieb stehen und bekam große Augen. Aus den Schatten der weiter zurückliegenden Felsen hatte sich etwas gelöst. Im ersten Moment sah es aus, als wäre ein Stück Stein in die Luft geschleudert worden. Das war nicht der Fall. Dieser Gegenstand besaß zwei gewaltige Schwingen, die sich etwas träge bewegten. Wenigstens kam es uns auf diese Entfernung so vor.

Neben mir nickte Bill heftig. »John«, sagte er, »das ist er. Das ist der verdammte Drachen. Gleich kannst du etwas erleben.«

Das glaubte ich ihm aufs Wort!

***

Sheila, Johnny und Nadine hatten sich unten in der Gaststätte eingefunden. Sie waren zu dieser Morgenstunde die einzigen Gäste.

Die Wirtin sah schlecht aus, hatte rot umränderte Augen, ein Zeichen, daß sie wenig Schlaf gefunden hatte. Sheila erging es ähnlich, nur Johnny hatte tief geschlafen. Er war ebenfalls ruhig und kraulte das Fell der neben seinem Stuhl hockenden Wölfin.

»Der Kaffee ist gleich fertig«, sagte Mamie und schüttelte sich.
Fast ängstlich schaute sie sich um.
»Was haben Sie?«
»Wissen Sie, Mrs. Conolly, ich kann das immer noch nicht richtig fassen. Irgendwie habe ich das Gefühl, einen schlechten Traum zu erleben, der trotzdem Realität ist, und ich bin auch noch zu keinem Entschluß gekommen.«
»Wie meinen Sie das?«
»Was die Abreise angeht oder besser die Flucht.«
»Das kann ich mir denken. Ich wüßte an Ihrer Stelle auch nicht, was ich machen sollte.«
»Wissen Sie denn, was Sie tun wollen, Mrs. Conolly?«
»Nein! Mein Mann und Mr. Sinclair sind zur Küste gefahren. Ich hoffe, daß sie das Unheil stoppen können.«
»Sie setzen große Hoffnungen auf ihren Freund?«
Sheila nickte. »Sehr große sogar. Wir kennen uns ziemlich lange, und er hat bisher alle Abenteuer überstanden. Es waren schreckliche Dinge darunter. Ich kann Ihnen nicht sagen, womit wir uns herumgeschlagen haben, bis jetzt ging alles gut.«
»Dann hoffe ich nur, daß es auch in Zukunft so bleiben wird.« Die Wirtin rückte den Stuhl nach hinten und stand auf. »Ich hole den Kaffee.«
Er wurde noch in der Küche zubereitet. Sheila blieb mit Johnny allein zurück.
Sie lächelte ihn an, doch ihr Sohn erwiderte dieses Gefühl nicht.
»Weißt du Mummy, Nadine gefällt mir nicht.«
»Weshalb!«
»Ich spüre, daß sie unruhig ist. Ob sie Angst hat, kann ich dir nicht sagen. Jedenfalls ist sie anders als sonst.«
Sheila nahm die Worte des Jungen durchaus ernst. Denn zwischen Johnny und der Wölfin bestand ein besonderes Vertrauensverhältnis. »Was meinst du denn?«
»Weiß ich nicht so recht. Vielleicht spürt sie auch die Gefahr und daß einiges anders geworden ist.«
Die Wirtin kehrte mit dem Kaffee zurück. Auf dem halbrunden Tablett standen eine weiße Kanne und das dazugehörige Geschirr.
Johnny wollte nichts trinken.
Mamie schenkte ein. »Ich habe extra starken gekocht, der wird uns die Müdigkeit vertreiben.«
»Das brauche ich auch.«
Die Frauen tranken und schauten zur Tür, weil jemand die Gaststätte betrat. Es war Ian, der sich erkundigte, ob man schon eine Entscheidung getroffen hatte.
»Noch nicht«, sagte die Wirtin. »Wir wollen wirklich die Spanne

abwarten. Und wie ist es bei euch anderen?«
»Auch so. Darf ich mir einen Brandy nehmen?«
»Klar doch.«
Ian nahm einen doppelten und kam zum Tisch. Er setzte sich auf einen noch freien Stuhl. »Es hat sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen. Die Menschen sitzen hier und warten. Sie kommen mir vor, wie auf einem Pulverfaß hockend.«
»Nimmt denn jeder die Warnung ernst?«
»Ja, ganz sicher. Sie wird sogar mehr als ernst genommen, kann ich Ihnen sagen. Die Bewohner stehen unter einem Druck. Sie trauen sich kaum, etwas zu tun, sie…«
»Ja, schon gut.«
Ian blickte die Wirtin an. »Was hast du, Mamie?« erkundigte er sich besorgt, als er sah, daß sie zu weinen anfing.
»Du weißt, daß ich seit zwei Jahren allein bin. Mein Mann ist tot. Jetzt erst, in diesen Stunden, ist mir zu Bewußtsein gekommen, wie sehr er mir fehlt. Ich glaube fest daran, daß er mir den richtigen Rat hätte geben können. So aber bleiben wir alle mit unserer Angst allein. Es ist furchtbar.«
»Haben denn hier tatsächlich einmal Drachen gelebt?« fragte Sheila.
Mamie hob die Schultern. »Ja und nein, ich weiß es nicht. In alten Überlieferungen wird davon berichtet, daß Drachen oder Saurier die Küste bevölkert haben sollen. Ob das aber stimmt, kann ich Ihnen nicht sagen. Sie wissen ja, wie das mit Märchen und Legenden ist. Man spricht auch davon, daß hier einmal dieses Land Aibon gewesen ist, aber das ist alles nicht sicher.«
»Und es hat zuvor nie Ärger gegeben?«
»Nein, Mrs. Conolly.«
Sheila trank Kaffee. Sie bemerkte, daß sich Johnny neben ihr bewegte und Nadine härter festhielt als gewöhnlich.
»Was ist mit ihr?«
»Mummy, sie wird immer unruhiger. Ich… ich habe das Gefühl, daß sie weglaufen will.«
»Wohin?«
»Weiß ich auch nicht.«
Sie alle erschraken, als Nadine plötzlich ein hart klingendes Knurren von sich gab. Gleichzeitig sträubte sich ihr Fell, als hätte sie jemand gegen den Strich gekämmt.
»Ich kann sie nicht mehr halten, Mum.«
Durch ein Schütteln und einen gleichzeitigen Sprung nach vorn befreite sich die Wölfin aus dem Griff des Jungen. Mit wenigen Sätzen hatte sie die Tür erreicht.
»Halt sie fest, Johnny!«
Der Junge war schon auf dem Weg, ohne der Aufforderung seiner

Mutter Folge leisten zu können. Da Ian die Tür nicht geschlossen hatte, war Nadine durch den Spalt gehuscht und verschwunden.

An der Tür war Johnny stehengeblieben. »Was soll ich machen, Mum?«

Sheila war aufgesprungen. Sie riß die Tür bis zum Anschlag auf und rannte aus dem Lokal.

Nadine hatte mittlerweile die Straße erreicht und rannte auf deren Mitte weiter.

Mit großen Sprüngen hetzte sie dem Ausgang des Ortes zu. Sie hatte die Richtung eingeschlagen, in die auch John und Bill verschwunden waren, also zur Küste hin.

Sheila und Johnny sahen ein, daß es keinen Sinn hatte. Sie blieben stehen und hoben die Schultern. Mit einer matten Bewegung drehte sich Sheila um. »Irgend etwas ist geschehen, Johnny«, flüsterte sie ihrem Sohn zu.

»Meinst du Dad und Onkel John?«

»Ja.«

»Müssen wir hier in Greenland bleiben?«

»Leider.«

Damit war Johnny nicht einverstanden. »Vielleicht kann uns auch jemand dahinbringen«, sagte er.

»Das«, erwiderte Sheila, »wäre die letzte Möglichkeit…«

***

Von einem gigantischen Schauspiel konnte man nicht sprechen, faszinierend war es dennoch.

Diese gewaltige Flugechse hatte den unmittelbaren Bereich der Felsen verlassen und sich in die Lüfte erhoben. Von Bill wußte ich, daß sie eine dunkelgrüne, lederartige Haut besaß.

Durch die ausgebreiteten Schwingen konnte es im Aufwind leicht aufsteigen. Das sah sehr elegant aus. In einem Halbkreis näherte er sich seinem Ziel, dem Strand. Uns meinte er bestimmt nicht, wir waren keine Freunde von ihm. Dem Flugsaurier ging es allein um Maureen, die ihren Platz nicht verlassen hatte und ihm die Arme entgegenstreckte.

»Und jetzt?« fragte Bill. »Willst du schießen?«

»Nein!«

Der Pterosaurier hatte an Höhe verloren. Er näherte sich uns, weil wir in einer Linie mit Maureen standen, aber er meinte uns nicht, denn kurz bevor er das wartende Mädchen erreicht hatte, senkte er seinen schlanken Kopf. Für uns sah es so aus, als wollte er Maureen aufspießen, doch der lange Schnabel strich an ihr vorbei, und Maureen gelang es, den Hals des Wesens zu umfassen.

Mit beiden Händen hielt sie sich daran fest. Der Flugdrache riß sie

mit. Gelenkig schwang sie das rechte Bein hoch und umklammerte damit ebenfalls den Hals.

Die Schöne und das Biest!

Dieser Vergleich fiel mir automatisch ein, als ich beide sah. Schon oft hatte es so etwas gegeben, in der Literatur, im Film, da brauchte ich nur an King Kong zu denken.

Maureen fühlte sich wohl. Sie hatte jetzt ihre Sitzposition eingenommen und stieg mit dem Drachen in den graublauen Himmel. Maureen besaß sogar noch die Nerven, uns zuzuwinken.

Der Drache drehte sich spiralförmig höher und glitt dabei landeinwärts. Sehr gemächlich bewegte er seine Schwingen. Sekunden später war er verschwunden.

»Da haben wir es!« sagte Bill.

»Was haben wir?«

»Nichts, beide sind weg, verschwunden. Ich frage mich nur, wann und wo wir sie wiedersehen?«

»Hier?«

Bill hob die Schultern. »Wenn das Mädchen sein Versprechen in die Tat umsetzt, sehe ich für die Menschen in Greenland schwarz, John. Die hat nicht umsonst die Reifen durchstochen. Ich bin der Meinung, daß wir nach Greenland laufen sollten.«

Es war natürlich eine Möglichkeit, die Bill da angedeutet hatte.

Dennoch wollte ich mich nicht so recht damit anfreunden. Jetzt zu fliehen, das ging mir gegen den Strich.

Bill sah es mir an. »Du willst nicht – oder?«

»So ist es.«

»Welchen Plan hast du?«

Ich lachte hart. »Wenn ich das wüßte, mein Junge, wenn ich das wüßte.«

»Maureen will, daß Greenland zerstört wird, weil dieses Land einmal den Drachen gehört hat.«

»Nicht Aibon?«

Bill hob die Schultern. »Das sagen die alten Legenden. John, du kennst Aibon. Bist du dort schon mit diesen urwelthaften Tieren konfrontiert worden?«

»Nein! Was allerdings nicht bedeutet, daß es sie dort nicht mehr gibt. Aibon ist groß, ist eine andere Welt, ein Reich für sich. Es gibt wohl keinen Menschen, der es richtig kennt. Ich frage mich allerdings, wie es kommt, daß ausgerechnet einer dieser Flugsaurier überlebt hat. Das will mir nicht in den Kopf.«

»Vielleicht ist es nicht der einzige.«

Ich starrte Bill an. »Mach keine Scherze, Mensch. Rechnest du damit, daß noch mehr dieser Tierchen erscheinen?«

»Möglich ist alles.«

Da hatte er leider recht. Nur stellte ich mir die Frage, woher sie kommen würden.

Wir schauten beide in entgegengesetzte Richtungen. Bill schaute auf die anrollenden Wellen. Ich interessierte mich mehr für das Festland.

Über den hohen Felsen im Norden stand ein klarer blauer Himmel. Nichts bewegte sich dort, selbst die hier heimischen Vögel hatten sich zurückgezogen. Wahrscheinlich spürten sie besonders stark, daß nicht alles in Ordnung war, auch wenn es so aussah.

Ich wurde aufmerksam, als Bill seinen Atem scharf ausstieß und sagte: »John, da tut sich was!«

»Wo denn?«

»Schau mal genau über das Wasser.« Er duckte sich und streckte den rechten Arm aus.

Ich folgte der Richtung. Zuerst sah ich nichts, dann hatte ich das Gefühl, als würde sich über den langen Wellen der Dünung etwas bewegen oder in die Höhe steigen.

Es flimmerte nicht, es stand. Es war auch kein Sonnenlicht oder eine Fata Morgana, es existierte wirklich und war durchsichtig.

»Na? Hast du eine Erklärung?«

»Noch nicht.« Ich war ehrlich.

Gemeinsam warteten wir ab. Bald sahen wir es deutlicher, und mir rann eine Gänsehaut über den Rücken.

Bill sprach es vor mir aus. »John, da kommt etwas auf uns zu. Das ist nicht normal, verflucht. Das sieht aus wie ein dichtes Netz aus Glas, oder täusche ich mich?«

»Bestimmt nicht.«

Die Wand war da. Sie stand über den Wellen. Sie zitterte, sie vibrierte, sie nahm in den folgenden Sekunden auch noch an Dichte zu und näherte sich der Küste.

Bisher hatten wir sie nur als Wand angesehen, das änderte sich in den folgenden Sekunden.

Riesige, drachenähnliche Vögel schälten sich aus ihr hervor. Sie ähnelten Fledermäusen, waren jedoch noch größer als Adler.

Eine kleine Armada von Drachenvögeln, bei der es nicht blieb, denn plötzlich, als wäre sie aus dem Wasser hochgetaucht, erschien auch wieder Maureen Cooper.

Sie befand sich in der Mitte dieser Vogelreihe, hockte stolz auf dem Hals des Pterosaurus und wirkte wie eine Königin innerhalb dieser längst ausgestorbenen Tierwelt.

Das war nicht alles.

Je näher sich diese Wand heranschob, um so deutlicher konnten wir erkennen, daß sie auch eine Farbe besaß.

Alles, was sich in ihr bewegte, schimmerte in einem Grün. Dabei gab es in den Tönungen Abstufungen. Vom hellen Grasgrün bis hin zu

einer sehr dunklen Farbe. Und diese Nuancen vermischten sich miteinander.

Grün, das war für die meisten Menschen die Farbe der Hoffnung.

Wir aber verbanden noch etwas anderes damit. Einen bestimmten Begriff, der einige Male gefallen war – Aibon!

Bill schaute mich von der Seite her an. Seine Lippen bewegten sich kaum, als er fragte: »Denkst du das gleiche wie ich, John? Denkst du an Aibon?«

»Genau.«

»Und was jetzt? Hast du eine Erklärung?«

Mein Nicken fiel bedächtig aus. »Es kann sein, Bill. Aibon ist im Prinzip ein gutes Land, muß es aber nicht sein. Und es hält sich verborgen, es liegt zwischen den Zeiten, wie wir beide wissen. Durch Maureen muß es diese Zwischenlage verlassen haben, und ein Teil des Landes ist zurück in unsere Welt gekommen.«

»Gut oder schlecht?«

»Ich denke eher an die schlechte Seite, wo Guywano das Sagen hat.«

»Der Druidenfürst hätte mir auch noch gefehlt!« beschwerte sich mein Freund.

»Wir kommen auch ohne ihn zurecht«, erwiderte ich kratzig. Um ganz sicher zu gehen, ob wir einen Teil des Landes zwischen den Zeiten zu sehen bekamen, holte ich mein Kreuz hervor. Es reagierte, wenn es die aibonsche Magie merkte, auf eine bestimmte Art und Weise.

Auch jetzt enttäuschte es mich nicht.

Das matte Silber des Kreuzes veränderte sich, als hätte jemand mit einem Pinsel darüber hinweggestrichen.

Es zeigte eine grüne Farbe.

Bill und ich nickten gleichzeitig. »Ja«, sagte mein Freund. »Du hast recht gehabt, es ist Aibon.«

Und es fiel in den nächsten Augenblicken über uns wie eine seichte Decke.

Wir standen an einer völlig normalen Küste, in unserer Welt, aber wir waren gleichzeitig in Aibon, weil sich die Zeiten auf magische Weise überlappt hatten.

Hier waren die Gesetze der Physik teilweise aufgehoben worden und hatten den Mahlsteinen einer tiefe, uralten Magie Platz geschaffen…

***

Der Ruf war für die Wölfin so schrill wie ein Alarmsignal gewesen.

Sie hatte ihn zuerst sehr schwach gehört. Je mehr Zeit verging, um so stärker war er geworden. Mit dem Instinkt des Tieres und der gleichzeitigen Seele des Menschen spürte die Wölfin, daß sich etwas Entscheidendes anbahnte, was sie auf keinen Fall versäumen würde.

Sie wäre auch durch das geschlossene Fenster gesprungen, so aber hatte ein Mann die Gaststube betreten und die Tür hinter sich nicht geschlossen.
Für Nadine war es die Chance, so rasch wie möglich dem Gefängnis zu entwischen.
Sie hatte auch keine Sekunde gezögert. Bevor die Menschen reagieren konnten, war sie schon verschwunden und hetzte mit langen Sprüngen über die Dorfstraße, die den Ort gewissermaßen in zwei Hälften teilte.
Trotz der drückenden Furcht waren nicht alle Menschen in den Häusern geblieben. Einige von ihnen hielten sich davor auf, sie standen auf den Gehsteigen, diskutierten über die Ereignisse der vergangenen Nacht. Besonders die, die dabeigewesen waren, wußten viel zu sagen.
Sie alle sahen die Wölfin.
Diesen langgestreckten Körper, der mit weiten Sprüngen durch den Ort hetzte und dabei mit den Läufen kaum den Boden zu berühren schien. Nadines Maul stand offen, die rote Zunge schlug hervor, ihr Gebiß blitzte, und es waren nicht wenige Bewohner, die zurückzuckten, wenn die Wölfin sie passierte.
Nur wurde sie von den Leuten für einen Schäferhund gehalten. Es kam niemand auf die Idee, daß es sich bei ihr um eine Wölfin handelte, die in Irland schon längst ausgestorben waren.
Es dauerte nicht lange, da hatte Nadine die Häuser hinter sich gelassen und erreichte das freie Feld. Vorbei an den von Steinwallen umsäumten Wiesen und Weiden raste sie, ihr Ziel war ein dunkler Saum, als der sich der Wald abzeichnete.
Den Ruf hatte sie aus dieser Richtung empfangen, nur dort würde sie eine Lösung finden können.
Nadine witterte die Gefahr. Mit dem sicheren Instinkt des Tieres spürte sie, daß etwas Schreckliches auf sie und die Menschen zukam. Eine fremde, nicht eben menschenfreundliche Magie, die alles Leben grausam vernichten konnte, weil sie ihre ureigenen Ziele erreichen wollte.
So hetzte sie weiter.
Ein Mensch hätte schon längst schlappgemacht. Nadines Bewegungen waren nicht langsamer geworden, die Sprünge kräftiger und auch noch weiter, so daß es für sie fast ein Kinderspiel war, den dichten Wald zu erreichen.
In ihn tauchte sie ein, wühlte sich durch hohes Gras, fand ihren Weg durch sperriges Unterholz, und es gab kein Hindernis, das sie aufhalten konnte.
Je mehr sie sich dem Ziel näherte, um so stärker nahm sie auch die Ausstrahlung wahr.

Es war nicht ihre Welt, die ihr da eine Botschaft entgegenbrachte, sondern eine fremde, eine für Menschen ungeeignete, die allein darauf wartete, vernichten zu können.

Dennoch nahm sie das Risiko auf sich, durchquerte das dichte Waldstück, erreichte auch die hoch über dem Ufer entlangführende Straße und hetzte dort weiter, bis zu dem Punkt, wo sich frische Reifenspuren im Untergrund abzeichneten und die beiden Männer zur Bucht hin abgebogen waren.

Dort blieb sie stehen.

Die Flanken zitterten, die Läufe ebenfalls. Ihr Fell war naß vom Schweiß, das Maul stand offen. Die menschlichen Augen hatten einen starren und wissenden Blick bekommen, als sie den Kopf drehte und weit über das Meer hinwegblickte.

Sie sah John Sinclair und Bill Conolly, aber die beiden interessierten sie nicht so sehr.

Draußen auf dem Meer tat sich etwas.

Dort hatte sich eine grünlich schimmernde Wand aufgebaut, die langsam näher kam. Sie schob sich förmlich an die Küste heran, vibrierte und zitterte, beinhaltete sogar ein Bild, eine ganze Szenerie, und sie sah auch die großen, urwelthaften Vögel und den fliegenden Drachen in der Mitte, auf dessen Hals das rothaarige Mädchen hockte. Von ihm war das Grauen ausgegangen.

Hatte diese fremde Welt den Ruf ausgestoßen, der die Wölfin alarmierte?

Für Nadine gab es keine andere Möglichkeit. Zudem wollte sie nicht außen vor bleiben, sondern hineintauchen in die magische Fremde, um den anderen, den Freunden zu helfen.

Die Wölfin startete.

Sie hatte sich genügend erholt, um den Weg mit kraftvollen Sprüngen hinter sich zu lassen.

Oft rutschend glitt sie den Weg in die Bucht hinab, wurde von ihren Freunden nicht gesehen, merkte jedoch, daß die Magie des fremden Landes immer mehr zunahm.

Die Wölfin stoppte nicht. Irgend etwas in ihr trieb sie weiter.

Deutlich sah sie die »Wand«. Die hatte sich jetzt zu einem Halbbogen gekrümmt, der vor ihr stand und sie lockte.

Nadine sprang!

Einen Widerstand spürte sie nicht. Wenigstens nicht äußerlich, doch in ihrem Innern tat sich etwas. Da hatte sie den Eindruck, als würde sie regelrecht zerrissen.

Der Wolfskörper und Nadines menschliche Seele bildeten eine Einheit.

Bis zu dem Augenblick, als sie hinein in das andere Land sprang, katapultiert wurde in eine Welt, die manche als Paradies bezeichneten

und andere wiederum als das Reich der Druiden ansahen.
Für die Wölfin spielte das keine Rolle. Etwas anderes zählte viel mehr. Nadine merkte, daß sie geteilt wurde.
Die menschliche Seele verließ den Körper!

***

Aibon hielt uns umfangen!
Das Paradies, wie die einen meinten oder auch das Reich, von dem Shakespeare geträumt hatte, denn nur dort waren seine Träume zur Realität geworden.
Das Land der Elfen, der Gnome, der gefallenen Engel, des Roten Ryan, des Druidenfürsten Guywano, der immergrünen Landschaft, aber auch das Land mit dem Rad der Zeit, auf das Mandra Korab, einer unserer Freunde einmal gebunden worden war.
Das alles schoß mir in wenigen Sekunden durch den Kopf, während ich nur zuschauen konnte, wie sich die mächtigen Vögel über unseren Köpfen bewegten, mit ihren Schwingen nahezu grüßten und auch weiterhin kreisten. Und in ihrer Mitte hockte Maureen Cooper auf dem Hals des alten Sauriers. Sie klammerte sich nur mehr mit den Beinen fest, was von ihrer Sicherheit zeugte. Ihre Hände wiesen auf uns.
Umkreist wurde sie von den Vögeln mit der dünnen, papierartigen Haut und den langen, spitzen Schnäbeln, die einen Stich ins Gelbliche bekamen.
Aibon war gekommen, Aibon hatte sich verändert.
Wir standen noch an der gleichen Küste, doch überall schimmerte matt die grüne Farbe durch. Sie hatte sich wie ein Schleier über den Boden, die Steine und auch über die anrollenden Wellen gelegt, so daß deren Schaum ebenfalls grünlich schimmerte.
Eine Welt für sich, die auch ihre eigenen Gesetze besaß.
Bill und mir war längst klargeworden, daß wir in keiner großen Gefahr schwebten. Keiner der heransegelnden Vögel griff uns an, die Schnäbel blieben verschlossen, sie kreisten über uns und umkreisten gleichzeitig das Mädchen.
»Ich bin gespannt, wann sie landen werden!« flüsterte mir Bill Conolly zu.
»Sicherlich nur Maureen.«
»Meinst du wirklich?«
»Klar doch.«
Ich hatte die Antwort nicht ohne Grund gegeben, denn Maureens Flugdrache löste sich aus dem Pulk. Die mächtigen Schwingen legte er an den Körper, als er sich dem Boden entgegensenkte und dabei noch von vorn auf uns zusegelte.
Für uns sah es schaurig aus. Mir kam es vor, als wollte jemand eine

gewaltige Decke von zwei Seiten her über meinen Schädel stülpen und mich umfangen.

Aus den beiden Deckenhälften schaute dann scharf und spitz der lanzenartige Schnabel hervor. Sogar die runden, dennoch leicht geschlitzten Augen konnten wir erkennen.

Plötzlich sackte das Tier ab.

Wir hatten schon auf dem Sprung gestanden, um nach rechts und links in Deckung zu gehen. Das war nicht mehr nötig, denn es landete beinahe sanft.

Die Schwingen legte es sehr sacht an den Körper, beugte dann den Hals nach vorn und gab Maureen Cooper somit Gelegenheit, ohne Schwierigkeiten auf den Boden zu rutschen.

Sie drehte sich um und blieb vor uns stehen, daß wir sie anschauen konnten.

Zum erstenmal sah ich sie aus der Nähe. Bill erging es ähnlich, auch er hatte das Mädchen bisher nur in der Dunkelheit gesehen.

Wir schauten sie uns genau an und sahen uns einer Person gegenüber, die in diese Landschaft hineinpaßte.

Das rote Haar, das borstig auf ihrem Kopf stand, die grünen Augen, deren Pupillen für mich etwas Nixenartiges besaßen, dann die helle Haut mit den unzähligen Sommersprossen, die im klaren Gegensatz zur Haarfarbe stand.

Ihr Mund war etwas breit, besaß jedoch eine natürliche rote Färbung, so daß sie auf einen Lippenstift verzichten konnte. Sie trug das grüne Kleid, als wollte sie damit dokumentieren, wie sehr sie sich mit dem Land Aibon verbunden fühlte.

Bill übernahm das Wort. »So also sehen wir uns wieder«, stellte er fest und schaffte es sogar, ihr ein Lächeln entgegenzuschicken.

»Ja, und ich hoffe, die Menschen habe meine Warnung befolgt. Ihr habt gesehen, wie das Land Aibon entstand. Es wird sich ausbreiten und all diejenigen zerstören, die nicht auf seiner Seite stehen. Aibon ist aus den Tiefen der Zeit erschienen und hat…«

»Nein!« sagte ich hart. »Ich kenne Aibon, und ich weiß, daß es nicht in diese Welt gehört. Vor allen Dingen nicht der Teil des Landes, den du mitgebracht hast. Wie ich vermute, steht er unter der Kontrolle des mächtigen Druidenfürsten Guywano. Oder irre ich mich?«

»Ja, ich hörte von ihm.«

»Gut, und was hast du mit ihm zu tun?«

Maureen lächelte mokant. »Nichts«, flüsterte sie. »Ich habe mit Guywano nichts zu tun. Er kümmert sich nicht um mich. Meine Aufgabe ist eine andere.«

»Du willst den Drachen wieder ihrer Welt zurückgeben?«

»So sehe ich es.«

Ich schüttelte den Kopf. »Diese Zeiten sind längst vorbei. Die

Drachen, die Saurier, das sind Wesen, die in die tiefe Vergangenheit der Kreidezeit gehören. Die Welt hat sich verändert. Nicht nur äußerlich, auch in ihrem Innern. Menschen sind erschaffen und haben sie bevölkert, das alles solltest du wissen.«

Das Mädchen ließ sich nicht beirren. »Du hast unrecht. Die Drachen besitzen die älteren Rechte, deshalb müssen die Menschen weichen.«

Ich mußte lachen. »Willst du den gesamten Erdball entvölkern?« fragte ich sie.

In ihren Augen blitzte es. »Ihr nehmt mich nicht ernst, ich spüre es. Aber ich will dir eine Antwort auf die Frage geben. Nicht den gesamten Erdball, diese Küste aber, die einmal den Namen Drachenküste trug, wird wieder zurückgegeben.«

»Ist deshalb dein Großvater gestorben?«

Diese Frage hatte sie nicht erwartet. Es dauerte, bis wir eine Antwort bekamen. »Ich habe mit dem Tod meines Großvaters nichts zu tun. Er hat sich selbst umgebracht.«

»Bestimmt nicht ohne Grund«, sagte Bill. »Kein Mensch bringt sich einfach so um. Das müßtest auch du wissen.«

»Es stimmt. Nur wollte der Großvater mir nicht mehr folgen, das ist es. Ich habe ihn gebeten, sich auf meine Seite zu stellen, das tat er nicht. Er war der Ansicht, daß ich unrecht hatte. Wir stritten sehr lange miteinander, mein Großvater war uneinsichtig. Da ich auch nicht nachgab, blieb ihm nur die eine Wahl.«

»Dann hast du indirekt seinen Tod trotzdem auf dem Gewissen«, warf Bill ihr vor.

»Es stört mich nicht mehr!«

Die Stimme hatte weich geklungen, trotz dieser harten, unmenschlichen Worte. Ich dachte darüber nach, was Maureen Cooper für ein Mensch sein mochte und was sie dazu gebracht hatte, die Seiten zu wechseln.

Darauf sollte sie mir selbst eine Antwort geben. Über uns kreisten noch immer die Drachenvögel. Fast skelettiert, mit dünner Haut und ebenso dünnen Flügeln. Wenn sie diese bewegten, schaufelten sie den Wind gegen uns, zerzausten unsere Frisuren.

»Was hat dich zu ihnen gebracht, Maureen? Wieso sind die Drachen zu deinen Freunden geworden?«

»Willst du das wirklich wissen?«

»Ja, ich möchte immer gern das Motiv eines Menschen erfahren, wenn er aus der Reihe tanzt.«

»Ich habe mich mit der Urgeschichte des keltischen Volkes beschäftigt. Ich bin den Mythen und Sagen nachgegangen, denn ich hatte Zeit genug. So fand ich eines Tages heraus, daß an dieser Küste die Drachen ihre Heimat hatten. Sie wurden ausgerottet, sie verschwanden, aber nicht alle. Ein Drachenei war versteckt worden.

Der Finder dieses Eises sollte zur Königin der Drachen aufsteigen. Ich habe lange gesucht, über Jahre hinweg, dann fand ich das Ei in einer finsteren Höhle, trug es ans Sonnenlicht, das die nötige Kraft besaß, um es auszubrüten. Es war wunderbar.« Ihre Augen begannen zu glänzen, während sie sich erinnerte. »Ich sah, wie die Schale Risse bekam und aufplatzte. Es war ein nie erlebtes Gefühl, und ich spürte die Dankbarkeit des letzten Drachen. Nachdem er ausgeschlüpft war, wuchs er schnell heran, und in seinem Gehirn war auch das Wissen um Aibon gespeichert. Ich las seine Gedanken. Mir wurde klar, daß ich die Erbin war, daß ich alles daransetzen mußte, um diesen Landstrich den Drachen wieder zurückzugeben. Aibon öffnete sich mir. Es offenbarte mir nur einen kleinen Teil seines Reiches, doch der reichte mir aus. Durch meine Liebe zu den Drachen schaffte ich es, einen Teil des Landes aus der Zwischenwelt herauszureißen. Sie sind mir gefolgt. Die Drachen wissen, daß ich ihre Königin bin. Schau dir die Tiere an. Sie sind noch die harmloseren Geschöpfe, die Flugdrachen, aber die gewaltigen Lindwürmer werden folgen, sobald diese Küste befreit worden ist!«

Maureen Cooper hatte ihre Worte sehr ernst gesprochen. Ich sah keinen Grund, ihr nicht zu glauben. Bill erging es ähnlich, wie ich seinen Gesichtszügen entnehmen konnte.

Sie wandte sich direkt an ihn. »Ich habe euch gestern gewarnt! Wie weit sind die Menschen? Haben sie bereits das Dorf verlassen.«

»Ich glaube nicht.«

Maureen war erstaunt. »Was? Dann wollen sie es tatsächlich darauf ankommen lassen?«

»Nein!« widersprach Bill. »Das wollen sie auch nicht. Aber sie vertrauen uns, wenn du es genau wissen willst. Sie vertrauen darauf, daß wir sie stoppen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist doch Wahnsinn! Du wirst deinen Plan nie durchführen können!«

»Doch, ich kann«, behauptete sie.

»Nein. Vielleicht kannst du die Menschen aus Greenland vertreiben, aber andere werden kommen und deine Drachen sowie deine Welt zerstören. Die Menschen haben Waffen hergestellt und Kriege geführt. Sie werden diese Waffen auch gegen dich einsetzen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich lasse es darauf ankommen!« behauptete sie.

»Bitte nicht!«

Ihre Augen funkelten plötzlich. »Du bittest mich? Obwohl du mein Feind bist?«

»Irrtum, ich bin nicht dein Feind. Ich meine es sogar gut mit dir. Aber ich bitte dich wirklich darum, es dir zu überlegen. Du kannst nicht gewinnen…«

»Aibon gewinnt immer kraft seiner Magie!« behauptete Maureen.

»Wenn du das Land tatsächlich kennst, müßtest du es wissen. Wenn Aibon kämpft, dann mit anderen Waffen als die Menschen! Was ist schon eine Kanone gegen die wahre Magie?«

»Wir kämpfen auch mit magischen Mitteln«, gab ich zu bedenken und hoffte, daß sie die Warnung auch verstand.

Sie lachte uns aus. »Ihr wollt Magier sein, etwa Druiden-Priester?«

»Nicht direkt, aber wir wissen uns zu wehren.« Ich holte mit einer raschen Bewegung das Kreuz aus der Tasche und hielt es so, daß Maureen es sehen konnte.

Ihre Augen verengten sich etwas, ansonsten zeigte sie keine Reaktion. »Na und?« fragte sie.

»Du kennst es?«

»Ja, das ist…«

»Ein besonderes Kreuz«, unterbrach ich sie, noch bevor sie darüber lästern konnte. »Es ist sehr alt, nicht so alt wie die Drachen, das gebe ich zu, aber es besitzt die Kraft einiger Religionen, und es ist von einem Menschen hergestellt worden, der den Namen Prophet zu recht erhalten hat. Es war Hesekiel, der es in der Gefangenschaft anfertigte. Er hatte damals schon geahnt, was einmal auf die Menschheit zukommen würde. Das Kreuz hat lange Irrwege hinter sich, bis es mich erreichte. Es hat auf seinen Wegen auch einige Male Aibon berührt. Ich kann seine Kraft entfalten, wenn ich es durch das Rufen einer bestimmten Formel aktiviere.«

»Willst du etwa ein Paradies zerstören?« Ihre Stimme klang scharf und lauernd zugleich.

»Nein, kein Paradies. Ich kann Aibon nicht zerstören, das ist nicht drin. Ich will Aibon auch nicht zerstören, das wäre zu vermessen, zudem vernichte ich nur ungern, auch nur dann, wenn es sich um etwas Böses handelt. Aibon insgesamt ist nicht böse oder negativ, auch nicht von einer Schwarzen Magie durchdrungen. Es ist eben nur dieser Teil des Landes, in dem wir uns befinden. Deine Drachen-Magie, Maureen, darf nicht länger bestehen bleiben.«

Sie dachte nach, wobei ich hoffte, daß meine Worte Eindruck auf sie gemacht hatten.

»Nun?«

Dann schüttelte sie den Kopf. »Du sprichst ähnlich wie mein Großvater, Fremder.«

»Nur mit dem Unterschied, daß ich keinen Selbstmord verüben werde.«

»Nein, das nicht. Selbstmord braucht ihr nicht zu verüben. Ich habe mir eure Worte und Vorsätze sehr genau angehört und bin zu dem Entschluß gekommen, daß ihr nicht würdig genug seid, Aibon zu genießen. Ihr stört mich, ihr…«

»Willst du uns umbringen?« fragte Bill.
»Nein, das erledigen meine Freunde. Ich brauche ihnen nicht mehr als einen gedanklichen Befehl zu geben, dann werden sie sich auf euch stürzen und euch mit ihren langen Schnäbeln zerhacken. So und nicht anders sieht es aus.«
»Ich glaube, John, daß wir jetzt handeln müssen!« flüsterte mir Bill zu.
Der Ansicht war ich auch.
Die Drachen drehten zwar noch ihre Kreise über uns, aber einige von ihnen hatten die langen Schnäbel aufgerissen und gaben krächzende Laute von sich.
»Ruf die Formel!« zischte mir Bill zu.
Ein Allheilmittel war sie auch nicht. Möglicherweise konnte ich etwas verändern, dazu kam es nicht mehr, denn eine andere Person tauchte plötzlich auf.
Sie besaß einen langgestreckten Körper aus Fell, lief auf vier Beinen und sprang mit einem gewaltigen Satz in die Welt hinein, die ein Teil von Aibon war.
Ich hatte es aus den Augenwinkeln mitbekommen und fuhr herum, ebenso wie Bill.
»Nadine!« schrie ich.
An mein Kreuz dachte ich nicht mehr, denn Nadine war wichtiger und das, was mit ihr geschah…

***

»Großer Lord, das darf nicht wahr sein!« hauchte Bill neben mir.
Auch er hatte die Wölfin gesehen und bewies mir durch seinen Kommentar, daß ich mich nicht irrte.
Es war keine optische Täuschung, keine Fata Morgana, denn Nadine veränderte sich tatsächlich.
Sie teilte sich.
Schon einmal hatte ich das erlebt. Bill war Zeuge, denn wir waren durch eine schreckliche Magie in die Zeit der Saurier versetzt worden und hatten mitbekommen, wie sich Geist und Körper der Wölfin voneinander trennten.
Auch jetzt befanden wir uns in einer fremden Welt, in einer magischen Klausur und hatten starre Augen bekommen.
Der Geist stieg aus dem offenen Maul der Wölfin. Ein feinstoffliches Gemisch, an dünne Watte oder Gaze erinnernd, das sich in die Höhe drängte, zwar vom Wind erfaßt, aber nicht zerflattert wurde, sondern sich umformte.
Aus dem Hauch, dem Streifen, dieser Seele eben bildete sich eine Frauengestalt.
Sie hatte Ähnlichkeit mit Nadine Berger, die ich als Mensch so sehr

schätzen gelernt hatte. Sie war damals Filmschauspielerin gewesen, ich hatte mich in sie verliebt und sah sie nun wieder so vor mir wie damals.

Und sie war nicht gealtert!

Möglicherweise lag es auch an ihrer feinstofflichen Gestalt, daß mir dies so vorkam. Ihr Gesicht zeichnete sich klar und rein ab, es wuchs förmlich aus dem Körper hervor, und ich sah auch ihre rötlich schimmernden Haare, die das Gesicht umwehten.

Sie schwebte über der Gestalt und richtete ihren Blick auf uns. Ob sie uns tatsächlich so wahrnahm, wie wir sie, war nicht zu erkennen, ich hoffte es allerdings, und ich hoffte auch, daß sie es möglicherweise schaffte, uns aus dieser Lage zu befreien.

Nicht nur wir waren von dem Erscheinen der Wölfin überrascht worden, auch Maureen Cooper wollte nicht wahrhaben, daß sie jemand störte.

Plötzlich waren wir vergessen. Sie starrte auf den Körper der Wölfin und auch auf die geisterhafte Gestalt daneben. Dabei setzte sie zum Sprechen an, mußte einige Male Luft holen, bevor sie sagte:

»Ich wußte, daß du nicht normal bist. Schon bei unserem ersten Kontakt habe ich es bemerkt. Deshalb habe ich dich gejagt, um dich zu töten. Du darfst nicht länger leben, du würdest uns stören. Du bist kein normales Tier, dein magisches Wissen, deine innere Kraft haben uns gestört.« Nach dem letzten Wort schaute sie mich wieder an. »Gehört sie zu euch?«

»Ja!«

»Dann werdet ihr zu dritt…«

Ich ließ sie nicht mehr ausreden. Plötzlich stürmte ich vor. Es waren nur mehr zwei lange Schritte, die ich überwinden mußte, um sie zu erreichen.

Maureen wollte noch zurück.

Vergeblich. Sie befand sich zwar in einer rückwärtigen Bewegung, da hatte ich schon zugegriffen.

Meine rechte Hand schlug wie ein Hammer auf ihre Schulter. Ich krallte mich in der Kleidung fest, riß Maureen herum und wollte sie zu mir heranziehen.

In diesem Augenblick reagierte der Flugsaurier. Er kreiselte auf der Stelle herum, ich wunderte mich noch darüber, wie schnell er sein konnte und wollte mich zurückwerfen, um seinen gefährlichen Schnabelhieben zu entgehen.

Es gelang mir nicht.

Maureen Cooper hatte beide Hände frei. Sie konnte auch die Arme vorstrecken und umklammerte blitzschnell den dünnen Hals des Pterosauriers.

Gleichzeitig schrie sie ihm etwas zu.

Das Tier gehorchte.

Es drückte sich hoch, breitete die Flügel aus und gewann mit dem ersten Schwingenschlag schon an Höhe.

Ich hatte die Wahl.

Ließ ich Maureen los, würde sie uns wahrscheinlich entwischen.

Hielt ich fest, machte ich die Reise mit.

Den Boden hatte ich bereits unter meinen Füßen verloren. Noch konnte ich mich entscheiden.

Ich entschied mich für die zweite Alternative. Gemeinsam mit Maureen Cooper wurde ich von dem Drachenvogel in die Höhe getragen.

Zurück blieben Bill, Nadine und die anderen Killervögel!

***

Der gesamte Vorgang hatte nur wenige Sekunden gedauert. Eine zu kurze Zeitspanne, als daß Bill Conolly noch effektiv hätte reagieren können. Er wollte seinen Freund John packen, zu spät, außerdem war da noch Nadine, um die er sich kümmern mußte.

Während John Sinclair in die Höhe stieg, schleuderte Bill seinen Körper zurück. Er prallte auf den Rücken, überschlug und drehte sich und riß dabei seine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta hervor, die Ersatzwaffe seines Freundes, die er ihm gegeben hatte.

Bill Conolly blieb in einer knienden Haltung. So wartete er auf den Angriff der übrigen Vögel.

Diese Tiere mit der dünnen Lederhaut, die wie gebastelt aussahen, taten noch nichts. Wahrscheinlich mußten sie erst die nötigen Befehle bekommen, und die konnte nur das Mädchen geben, das hoch über ihnen schwebte, zusammen mit John.

Deshalb blieb Bill auch die Zeit, auf die Wölfin zuzulaufen. Er rief ihren Namen, wollte sie endlich darauf aufmerksam machen, daß sie etwas tun mußten, aber beide reagierten nicht.

Die Wölfin stand wie angewachsen auf dem Boden. Sie hatte ihre Läufe regelrecht eingestemmt, das Maul war auch weiterhin geöffnet, nur in den Augen erkannte Bill einen Glanz, den er zuvor bei ihr noch nie gesehen hatte.

Ein kaltes, böses Glitzern, wie bei einem echten Raubtier, das von einem Menschen gereizt wurde.

Was war mit Nadine geschehen?

Die gefährlichen Vögel hatte der Reporter vergessen. Er interessierte sich allein für Nadine, die sich nicht rührte. Bill kam es so vor, als hätte man sie in der Luft festgeleimt.

Nach einigem Zögern hatte er sich entschlossen, sich mehr um die Wölfin zu kümmern.

Deshalb bückte er sich dicht vor ihr zu Boden, streckte die Arme aus,

überhörte bewußt das warnende Knurren und wollte sie am Hals kraulen. Bill wußte, daß es Nadine stets so geliebt hatte.

Aber nicht heute.

Plötzlich schnappte sie zu!

Mit allem hatte der Reporter gerechnet, nicht aber mit dieser heftigen Reaktion. Vielleicht hätte er seine Hände noch schnell genug wegbekommen, doch Nadine drehte den Kopf nach rechts, senkte ihn gleichzeitig, schnappte zu und erwischte die linke Hand des Reporters.

Der plötzliche Schmerz wühlte hoch bis in seinen rechten Arm.

Bill Conolly zuckte zurück, die spitzen Zähne hakten noch nach und rissen ihm Hautstreifen vom Handrücken.

Verblüfft starrte er auf das Blut und mußte sich noch weiter zurückziehen, weil Nadine wieder zubeißen wollte.

Bill sprang hoch.

Fassungslos starrte er die Wölfin an, die als Beschützerin seines Sohnes galt.

Das Knurren blieb, auch die Kälte in ihrem Blick. Bill suchte trotz der Schmerzen nach einer Erklärung und konnte sich nur vorstellen, daß Nadine deshalb so hart reagiert hatte, weil der menschliche Geist aus ihrem Körper gefahren war.

Ein Körper, der als feinstofflicher neben der Wölfin schwebte.

Verzweifelt hatten Bill und seine Freunde immer darüber nachgedacht, wie Körper und Geist voneinander getrennt werden konnten.

Jetzt war es durch Aibons Magie gelungen, aber Nadines Körper war kein normaler mehr, ihm fehlte das Fleisch und das Blut.

Blut sah Bill von seiner Hand tropfen.

Er richtete sein Augenmerk auf den feinstofflichen Körper. Auf seinem verzerrten Gesicht stand eine Frage zu lesen, die er dann stellte. »Nadine, hörst du mich? Kannst du mich verstehen? Bitte, gib doch Antwort. Kannst du nicht…«

»Hör auf, Bill, hör auf. Es ist Aibon, das mich getrennt hat. Aber es hat nicht die Macht, mir den normalen Körper zurückzugeben. Wenigstens nicht dieser Teil. Ich wollte nicht getrennt sein, allein Aibon trägt dafür die Verantwortung. Man hat uns auseinandergebracht. Der eine ist positiv, der andere negativ.«

»Das Tier?«

»Ja, Bill, gib acht!«

Der Reporter sah schon den Schatten, der gegen ihn hechtete, hörte das gefährliche Knurren und entdeckte auch die Mordgier in den Augen. Das war nicht mehr die Nadine, die er kannte, es war eine andere Wölfin geworden, eine gefährliche, verwandelte Bestie, die nichts anderes im Sinn hatte, als ihn zu vernichten…

***

Maureen Cooper, der Flugsaurier und ich glitten in die Höhe, einem Himmel entgegen, der in diesem Fall zu Aibon gehörte. Auch ich hatte nicht anders gekonnt, als mich mit beiden Händen am Hals des Monstrums festzuklammern wie an einer Reckstange. Ich hoffte natürlich, den Flug, ohne Schaden zu nehmen, zu überstehen.

Im letzten Augenblick war es mir noch gelungen, die Kette, an der das Kreuz hing, über meinen Kopf zu streifen. So baumelte der Talisman dicht vor meiner Brust.

Vor und etwas über mir hing Maureen. Ich hatte nach ihr zufassen müssen, meine Hände umklammerten den Hals mehr in der Nähe des Schnabels, der sich nicht bewegte, im Gegensatz zu den Schwingen, die wie mächtige Tücher auf- und abglitten.

Selbst die anderen Vögel hielten sich ruhig. Sie umschwärmten uns wie Bodyguards, ließen manchmal ihr scharfes Krächzen hören, griffen aber nicht ein.

Da das Mädchen etwas höher hing als ich, konnte ich sehr gut in sein Gesicht schauen.

Der Ausdruck war nur schwer auszumachen. Jedenfalls war er mir nicht freundlich gesonnen.

»Jetzt wird dir nichts mehr helfen!« versprach sie mir. »Ich sorge dafür, daß du abstürzt. In diesem Teil der aibonschen Welt habe ich das Sagen, das glaube mir nur.«

Bevor ich noch etwas erwidern konnte, hatte sie ein Bein hochgedrückt und schwang sich auf den breiten Hals. Sekunden später ließ sie sich zurückrutschen, denn der Körper bot ihr mehr Halt.

Ich hing nach wie vor am Hals des Pterosauriers und wußte nicht, ob ich es dem Mädchen nachmachen sollte.

»Fliegen werden wir!« rief mir Maureen zu. »Aber fliegen, wohin ich will.«

Solange sie noch redete, tat sie nichts, was mir natürlich sehr recht war.

Ich schwang die Beine in die Höhe, um sie um den Hals des Sauriers zu klammern.

Das klappte schon beim erstenmal. Ich spürte wieder mehr Hoffnung, brachte auch den Körper hoch und merkte, wie sich der verdammte Riesenvogel wild bewegte.

Er schwang den Hals hin und wieder. Diese Bewegungen bekam ich natürlich mit, klammerte mich deshalb so hart wie möglich fest, sah das Mädchen vor mir auf dem Körper hocken, wobei es beide Hände zu Fäusten geballt hatte.

»Jetzt werde ich den Befehl geben!« schrie mir Maureen ins Gesicht. »Meine Freunde sollen dich zerfetzen!«

Damit waren die anderen Tiere gemeint.

Sie hoben die Köpfe. Ich schaute für einen winzigen Moment in die

Tiefe und sah, daß Bill Conolly von Nadine, der Wölfin angegriffen wurde.

Das Herz blieb mir zwar nicht stehen, aber jetzt konnte ich auch keine Rücksicht mehr nehmen.

Ich brüllte die Formel in das Gesicht der Maureen Cooper.

»Terra pestem teneto – salus hie maneto!«

***

Der mächtige Körper der Wölfin schlug gegen Bill Conolly. Natürlich hätte er schießen können, er brachte es nicht über das Herz, eine geweihte Silberkugel auf das Tier abzufeuern.

So warf er sich dem Anprall entgegen und hoffte, daß seine Kraft ausreichte, um gegen die Wölfin anzukämpfen, trotz der Behinderung seiner blutigen Hand.

Den ersten Ansturm wehrte er ab. Als Nadine gegen ihn wuchtete, hatte Bill den Arm angewinkelt und ihn gleichzeitig nach oben gerammt. Mit dem Ellbogen traf er die Schnauze des Tieres, eine sehr empfindliche Stelle. Das Heulen ging selbst Bill durch Mark und Bein, doch er bekam die Bewegungsfreiheit, die er benötigte.

Dann rammte er ihr sein Knie gegen den Bauch, stieß die Wölfin noch weiter zurück, sprang selbst zur Seite und sah sich dem nächsten Angriff gegenüber.

Für einen Moment war es ihm noch gelungen, einen Blick auf den feinstofflichen Körper zu werfen, dessen Gesichtsausdruck sich ebenfalls verändert hatte.

Er zeigte Schmerz und Verzweiflung. Der menschlichen Seele war es zuwider, was vor ihr geschah.

Das Tier kam.

Es knurrte, es wollte beißen, töten und hätte Bill fast an der Schulter erwischt, wäre es dem Reporter nicht im letzten Augenblick gelungen, sich wegzudrehen.

So schnappten die Zähne ins Leere.

Aber Bill fiel. Er landete auf dem Rücken und schlug mit dem Kopf auf die Kante eines Steins.

Die Wölfin sprang.

Bill sah nur noch einen gewaltigen Schatten, hörte das bösartige Knurren und dann aus der Höhe einen mächtigen Ruf, als hätte ihn ein Engel angeschrien.

Im nächsten Moment änderte sich einiges!

***

Auch bei mir, denn ich hatte die Formel gerufen und sah, wie sich das Kreuz diesmal nicht zu einer silberfarbenen, sondern zu einer grünen Wolke förmlich aufblähte.

Alles wurde anders.

Vor mir hockte Maureen Cooper auf ihrem Drachen. Sie selbst erstarrte in einem Gedankensprung, so kurz war die Zeitspanne nur.

Plötzlich konnte sie nichts mehr tun, der Saurier auch nicht, die übrigen Vögel ebenfalls nicht, denn die Welt, in der wir uns befanden, erstarrte zur Bewegungslosigkeit.

Bisher hatte ich keinen Widerstand gespürt. Das änderte sich schlagartig, denn die Schwingen bewegten sich nicht. Sie konnten es nicht, weil die Umgebung verglaste.

Und mit ihr die Ungeheuer.

Nur ich, der ich das Kreuz besaß und auch nicht in diese Welt hineinpaßte, konnte mich bewegen. Es glich zwar keinem Wunder, aber die Erklärung konnte nur die Magie geben.

Ich hörte das Brechen des Halses, rechnete damit, in die Tiefe zu fallen und mit gebrochenen Knochen liegen zu bleiben. Der Boden schien mir entgegenzukommen, ich streckte mein rechtes Bein aus und bekam den nötigen Halt.

Gütiger Himmel, ich stand auf dem Boden.

Und Aibon, vielmehr der Rest davon?

Über das Meer war dieses Land gekommen, über das Meer hinweg entschwand es auch wieder.

Ich konnte es kaum glauben. Es war die Wand, diesmal jedoch ohne Leben, denn alles, was sich wieder in eine andere Dimension zurückzog, bewegte sich nicht mehr.

Auch Maureen Cooper nicht.

Die Drachen-Lady oder das Drachen-Mädchen hatte für ihre Pläne einen sehr hohen Preis bezahlen müssen.

Hinter mir hörte ich ein Winseln.

Ich drehte mich um, sah Bill am Boden liegen und auch, daß die Zunge der Wölfin die Wunden an der linken Hand leckte. Er selbst schaute mich verständnislos an.

Auch ich hob die Schultern und sagte: »Manchmal ist das Leben sehr rätselhaft, alter Junge…«

***

Wie zwei müde Krieger gingen wir zurück in den Ort. Ziemlich erschöpft erreichten wir Greenland. Das Taschentuch, das Bill um seine Hand gewickelt hatte, sah wie ein roter Fetzen aus.

Unsere Ankunft hatte sich rasch herumgesprochen. Sheila und Johnny liefen uns entgegen. Der Junge wollte Nadine begrüßen, die wieder normal geworden war, aber sie wich nicht von Bills Seite, als hätte sie noch etwas gutzumachen.

»Was ist passiert?« rief Sheila.

Ich lächelte sie an. »Du kannst den Leuten sagen, daß sie nicht zu fliehen brauchen.«

Ihre Augen strahlten uns an. »Dann ist alles in Ordnung?«

Bill nickte und erwiderte: »Bis auf einige Kleinigkeiten bestimmt. Aber man kann nicht alles haben…«

ENDE